d. Pr.
993

Paid Pr. 3993

~~3881~~

Wald

Die Pension

und

ihre Böglinge

oder

die Segnungen

einer veredelten Erziehung.

Gebildeten Töchtern

ein

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

Festgeschenk

von

Julie Wald.

Mit Stahlstichen illustrirt.

Nürnberg,
G. N. Renner & Comp.

J. Maar ǵez.

Stich besorgt durch Petersen.

I

Die Pension

und

ihre Böglinge

oder

die Segnungen

einer veredelten Erziehung.

Gebildeten Töchtern

ein

Festgeschenk

von

Julie Wald.

Mit Stahlstichen illustrirt.

Nürnberg,

G. N. Renner & Comp.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Die Mission

Vorwort.

In einem vielseitig bewegten Leben, gab mir, nicht nur das Schicksal, sondern auch eigene Neigung, manchfache Gelegenheit, mich viel und anhaltend mit der Jugend zu beschäftigen. Häufige Erfahrungen ließen mich da oft bemerken, wie nothwendig es sey, das weibliche Herz vorzüglich auf jene Tugenden hinzuleiten, deren es am meisten bedarf, um in den künftigen Tagen, wo der Ernst des Lebens herein tritt, jenen süßen Frieden mit sich selbst zu bewahren, der unerlaßbare Bedingniß ist, um fähig zu seyn, auf seine Umgebung stets beglückend zu wirken.

Da mein Streben hauptsächlich dahin ging, liebliche Bilder zur Nachahmung in schönen Beispielen aufzustellen, um in dem zarten weiblichen Gemüthe das Schöne und Gute zu erwecken und zu beleben, aber auch jene Trok-

kenheit zu vermeiden, die das junge Herz bald ermüdet, und leicht den besten Eindrücken verschließt, suchte ich Unterhaltung und Belehrung in einander zu flechten, und wählte eine Form, deren Freundlichkeit mir eine gute Aufnahme hoffen läßt.

Möchte dieses Buch den Nutzen stiften, den ich mit warmer Liebe zur Jugend beabsichtige.

Die Verfasserin.

An Auguste.

Der erste Juni, der Tag Deiner Geburt, meine theuere Auguste, ist mir ein wichtiger Tag, und der zweite, der Tag, wo ich Dich als Pathe auf meinen Armen hielt, wo ich für Dich, Du geliebtes Kind — dem Herrn den heiligen Glauben bekannte, Dich einweihen ließ zu dem großen Bunde der Christen — wo ich in Deinem Namen Dich Gott, und Christo, angelobte, ist mir ein heiliger Tag geworden. Ich war tief bewegt, als der würdige Priester die frommen Gebete, welche die Kirche mit mütterlicher Liebe zu dieser so heiligen Handlung liebevoll angeordnet hat, über Dich zartes, kleines Wesen, welches nicht zu ahnden vermochte, was es in dieser Stunde empfing, zu welcher Heiligkeit es in dieser Stuude geweiht wurde, aussprach.

Es war ein freundlicher Kreis um uns her gezogen: Deine Großeltern — Dein Vater — Deine Schwester — eine kleine Unpäßlichkeit hielt Deinen Bruder im Bette — fünf Deiner Tanten — und mehrere Freunde Deiner Eltern waren zugegen — auch ließ man die Thüren von mehreren Zimmern

geöffnet, die bis in das innerste Gemach Deiner Mutter führten, damit auch sie — Blicke des Entzückens hoher Liebe und frommer Andacht heraus senden konnte.

O theures Kind! was empfand ich, als ich Dich, nachdem Du das heilige Sacrament der Taufe empfangen hattest, an das Bette Deiner Mutter trug — ich legte Dich an ihr Herz, welches so liebend Dir entgegen schlug — ich wußte ja das Kind am glücklichsten geborgen in den Armen der Mutter — ich gestehe es, dennoch gab ich Dich ungern hin — denn Du bist mir nun ein unendlich theueres Kleinod, welches auch mir zur Hälfte zugehört.

Deine vortrefflichen Eltern wählten mich, aus der edelsten, uneigennützigsten Freundschaft, zur Pathe für Dich — sie versagten jedes Geschenk von irdischer Beschaffenheit — ihre herzliche Bitte ging dahin, Dir eine bleibende Gabe aus meinem Innern mitzutheilen, welches so warm, so innig, so fest, schon seit der heiligen Stunde, wo ich Deine gute Mutter fand — wo wir uns gegenseitig erkannten — und so unauflösbar noch durch das neue schöne Band, welches Du, meine Auguste, als zarter Genius um unser Seyn windest, an sie gekettet ist. Wie sollte nicht mein Streben dahin gehen, diesen edlen Wunsch so vortrefflicher, geliebter Menschen zu erfüllen, und mich ihres Vertrauens, wohlthätig auf Dein junges Gemüthe zu wirken, würdig zu machen? Aber mir ward die Freude nicht, in Euerer Nähe, meine Lieben, weilen zu

dürfen — es waren nur noch wenige Tage, in denen ich an Deiner Wiege, liebend den süßen Hauch Deines zarten Athmens lauschen konnte. — Obschon Deine Großmutter mich schalt, weil sie glaubte, ich würde Dich zu sehr an das Herumtragen gewöhnen — so ließ ich Dich doch nur, wenn Du schliefest, in Deinem Bettchen — und ausserdem fast nicht von meinen Armen, auch die erste Nahrung erhieltest Du aus meinen Händen, die ich Dir unter leisem Gebete zum Vater aller großen — und kleinen Kinder, für Dein Gedeihen an Körper und Seele — darreichte.

Bald riefen mich heilige Pflichten in's väterliche Haus zurück. — Obschon ich stets am liebsten und am heimlichsten mich am eigenen Heerde fühlte, und ferne von meinem so unendlich geliebten, alten Vater — den ich wohl unter der Pflege einer noch bessern Tochter wußte — nie so ganz ruhig und sorgenfrei seyn konnte, so trennte ich mich doch schwer wie immer — von meiner Freundin — aber von Dir, Du kleiner, holder Engel, besonders schmerzlich.

Deine liebenswürdige Mutter und ich fanden uns in unsern Bildungsjahren — und obgleich mehrere Mädchen in der Pension waren, die sich, dem Alter nach, besser zu mir paßten, da ich um mehrere Jahre älter bin als Deine Mutter — so gewann doch ihr inniges Anschließen an mich — Deiner zärtlichen Mutter schnell mein Herz. — Bald erkannte ich in der schönen Seele Deiner Mutter eine

Uebereinstimmung mit meinen Empfindungen, die uns Beide — wir fühlten es damals schon — was sich auch in der Folge unter allen Lagen und Verhältnissen bewährte — und wie ich hoffe, auch immer bewähren wird — für Ewigkeiten verband.

Zwei Jahre verfloßen uns unter den süßesten Genüssen der Freundschaft — was diese Genüsse so hoch stimmte, war eine unbeschreibliche Harmonie unserer Wesen — die, ich darf kühn behaupten, vielleicht nie wieder in zwei weiblichen Gemüthern erscheinen wird — und die gleichsam unser gegenseitiges Daseyn in einander verschmolz — um aus vielfachen Gestaltungen ein Ganzes, mit Reichthumsfülle überströmt, zu bilden. In der großen Lebhaftigkeit meines Wesens — in der Lebendigkeit meiner Gefühle — bat ich Gott oft, der Freundin Leben mit den Freuden auszuschmücken, die seine väterliche Liebe mir bestimmt hätte — um ihr Leben recht reich auszustatten, wie gerne wollte ich, als Opfer für ihre Glückseligkeit, darben.

Man war gewohnt, entweder uns Beide, oder Keine an öffentlichen Orten erscheinen zu sehen, so daß, wenn man das Erscheinen der Einen wünschte, man sich immer bittend an die Andere wandte, um sie zur Gewährung des Wunsches zu vermögen. O wir lebten schöne Tage der reinsten Freuden zusammen! — Noch hatten keine Leiden unsere jungen Herzen ergriffen — aber wie denn die Jugend so gerne ihren Jahren vorgreift — so bildeten wir uns Schmerzen — und ach! gewannen dadurch nur eine

zu große Leidensfähigkeit — die in der Folge, da die Schattenseite im menschlichen Leben nur zu bald eintritt, vielleicht so manches Leiden uns noch tiefer empfinden ließ. Aber wie denn die Jugend ganz eigenthümlich die Gabe besitzt, alle Schmerzen heftiger, aber nicht dauernd zu empfinden — so wechselten die Tage oft unter Thränen und der lautesten Freude, wie unter muthwilligen Scherzen und dem tiefesten Ernste. — Meist hieng die Stimmung des Gemüthes der Einen, von dieser der Andern ab, und ich erinnere mich sogar einer gewissen Sympathie unserer Seelen, daß ich oft, auch wenn ich nicht bei Deiner Mutter war, eine leise Stimme in meinem Innern vernommen zu haben glaubte, die mich entweder zur Freude, oder zur Trauer (der jedesmaligen Stimmung meiner Freundin, wie ich durch nachherige Mittheilungen von ihr erfuhr) bestimmte. Ach! nur zu früh endeten die freundlichen Tage. — Dein Großvater, meine geliebte Auguste, der als Mann von Geist und umfassenden Kenntnissen einen wichtigen Posten begleitete, verließ, dem Ruf seines Monarchen folgend, unsere Stadt. Ich vermag es nicht — Dir, mein theures Kind, unsern Schmerz zu schildern, nur dies, daß ich niemals wünsche, daß Du ähnliches je erfahren mögest. Wir glaubten unser Daseyn zerrissen, unser Leben gehaltlos, und mir schien es unmöglich, losgerissen von ihr, die ich so zärtlich liebte, ferner fortleben zu können — es gehörte ein langer Zeitraum dazu, bis ich mich mit

unserer Trennung versöhnen konnte, und wieder heiter ward.

Ich sehe gerne, meine liebe Auguste, wenn Deine zarte Seele bei heitern Bildern verweilt, und führe daher Deinen Blick hinweg über so manche traurige Scene — zu der freundlichen unsers ersten Wiedersehens. Die Erlaubniß meiner theuern Eltern ließ mich, mit einem nahen Verwandten, zu Deiner Mutter reisen. — Jahre — Leiden und schmerzliche Verluste haben jenes schöne Bild fast gänzlich aus meiner Seele verwischt, nur ein süßes Andenken ist meiner Seele geblieben — an die ersten, einzigen, reinen und ungemischten Freudenthränen, die ich in meinem Leben vergoß. Es waren nur wenige Tage unserm Beisammensein gegönnt, bald mußte ich die Freundin wieder verlassen. — Ach! Auguste, wie zitterte ich, als ich kurz nachher, noch angegriffen, von einem mir unendlich schmerzlichen Verluste, auch noch von Deiner Mutter die Nachricht erhielt, daß wichtige Ereignisse, obwohl sehr erfreulich, sie mit den ihrigen in ein weit entferntes, fremdes Land riefen, der Vater Deiner Mutter lebte damals schon nicht mehr, und daß ihre Rückkehr nach Deutschland höchst unbestimmt, ja ganz ungewiß wäre. Mein Schmerz milderte sich nur durch ihr Versprechen, vor ihrer Abreise mich noch zu besuchen, was sie auch freundlich hielt. Nun waren die sonst so häufigen Nachrichten sehr selten. Aber meine Auguste wird einst in einem ähnlichen Entzücken, das unsere zu ahnden vermö-

gen, als nach einem Jahre ich an dem Herzen Deiner Mutter lag — da ich nach gewohnter Weise am frühen Morgen im stillen Gebete vor Gott lag, und aus der Kirche kommend, mir Deine Mutter in die Arme flog. Von dieser Zeit an sahen wir uns oft, obschon meine Freundin mit den ihrigen wieder ihren vorigen Wohnort bezog, der eine Tagreise von dem meinigen entfernt lag, und waren wir wieder getrennt, so ersetzte der lebhafteste Briefwechsel uns doch einigermaßen das Entbehrte. O, Auguste! wie viele Freuden, welch einen schönen Reiz des Lebens, verdanke ich der Liebe Deiner Mutter, mit welchen zarten, süß duftenden Blumen wußte sie so manchen meiner Tage zu schmücken. Es waren immer Tage des wonnigen Genusses und der schönsten Freuden, wenn Deine Mutter bei mir, oder ich bei ihr zum Besuche war. Ihre Liebenswürdigkeit gewann ihr alle Herzen, und ein Jedes unserer Freunde und Bekannten bemühte sich, ihr eine freundliche Stunde zu bereiten, nur zu schnell flogen uns immer die Tage unseres Beisammenseyns, daher wiederholten wir oft in einem Jahre solche Besuche mehreremale. Auch der Vermählungsfeier Deiner Mutter wohnte ich nach ihrer Bitte bei, und ich begehe jährlich im frommen Gebete, an jenem Tage, das Andenken dieses Festes. In der Folge war ich noch öfter bei Deiner Mutter, und theilte mit ihr die Freuden ihres häuslichen Glückes.

Doch jetzt, meine theuere Auguste, wo mein Herz mit doppelten Banden sich hingezogen fühlt,

werde ich Euerer wohlthätigen Nähe wohl lange entbehren müssen — denn nun seid Ihr, meine Lieben, weit — weit entfernt von mir.

Du warst hier, meine Auguste, da Du mit Deinen Eltern über hier nach Euerm jetzigen Wohnort reißtest. Es ist Schade, daß Du zu klein, noch kein Bewußtseyn hattest, da hingegen Deine ältern Geschwister doch ein Bild von dem Geburtsort der Mutter in der Seele behalten werden.

Noch freue ich mich, wenn ich mir die Erinnerung an den Tag zurückrufe, wo ich mit den Deinigen eine Fahrt in unsere schöne Umgegend machte, Deine Mutter sich an den heimathlichen Fluren erfreute, und ich Dich schlafend gleich einem Engel auf meinen Armen wiegte. — Ach! ich drückte Dich mit einer unendlichen Liebe an mein Herz, ich war sehr bewegt — und fühlte den mächtigsten Drang, Dir einst ein liebevolles Andenken zu geben, welchem die Liebe, Wahrheit und Kraft den ächten Werth gäbe. Ich werde in den hohen Stunden der Weihe die Worte aus der heiligen Quelle meines Herzens, gebildet durch die Religion, welche so erhaben und hehr in sich einet Liebe, Glaube und Hoffnung, in diese Blätter einzeichnen — möge Dein junges Gemüth, meine theuere Auguste, dieselben in sich aufnehmen — mögen sie dort keimen und Früchte tragen für Zeit und Ewigkeit.

So werden denn diese Blätter ein Geschenk für meine Auguste — und zugleich ein bleibendes

Andenken meinem Freundschaftsbunde mit Deiner Mutter und den Erinnerungen des reinsten Genusses froher Jugendjahre geweiht, die ich gleichsam wieder durchlebe, indem ich dieselben, dieses niederschreibend, mir noch einmal mit aller Lebhaftigkeit zurückrufe.

Heute, meine liebe Auguste, den 24. Juni, an dem Feste des heiligen Johannes des Täufers, will ich dieses Werk anfangen, welches ein Taufpathengeschenk für meine Auguste werden soll; darum finde ich auch diesen Tag vorzüglich geeignet zu diesem Beginnen — überdieß fühlt sich an solchen Tagen, die so ganz vorzüglich dem Herrn geweiht sind, die Seele fähiger, erhabene Ideen zu fassen, und Worte der Salbung zu sprechen.

Liebe.

Liebe, meine Auguste, Liebe ist die größte, umfassendste, heiligste Empfindung des menschlichen Herzens. Die erste Gabe, die man dem kleinen, hülflosen Wesen, welches einst ein nützliches Glied in der großen Kette der Menschheit werden soll, darbringt, ist Liebe — die erste Regung, welche das zarte Leben eines so kleinen Geschöpfes in dem Herzen des Menschen erregt, ist Liebe — das erste Gefühl, welches das Kind belebt, ist Liebe. Liebe ist der Boden, auf dem alles Schöne, Große und Gute gedeiht — Liebe, das heiligste Geschenk, und das größte Gebot des Herrn.

O mein theures Kind! pflege diese schöne Blume in dem Paradiese Deines jungen Herzens, heilige sie durch die Weihe, die die Religion ihr giebt. Wie leicht wird es Dir sie zu üben, alles in und um Dir ist Liebe. Von allen geliebt, die Dir nahe kommen, wird dieselbe gleichsam ein Echo in Deinem Herzen, welches die Töne nachhallt, die man Dir zuruft. Liebe ist auch das erste Bedürfniß des Menschen. Wer würde sich des hülflosen, kleinen Kindes annehmen, wäre die Liebe nicht? nur durch sie erwacht das Mitleid, und nur in diesen beiden Gefühlen liegt die Kraft aller Aufopferungen.

Mit Liebe im Herzen wird Dir auch die schwerste Pflichterfüllung leicht. Man kann Dich beleidigen — Du fühlst Dich tief gekränkt — sogar rächen möchtest Du Dich — Du findest Gelegenheit, Dein gereitztes Gefühl treibt Dich dieselbe zu ergreifen — aber sieh, gutes Kind — setze Dich an die Stelle des Andern — würdest Du nicht auch bei ähnlichen Vorfällen vielleicht eben so gewesen seyn — und wenn Du es nicht gewesen wärest — soll dies Bewußtseyn, nicht auch schon seine Süße, Dich über jeden Verdruß erheben — aber nimm Dich in Acht — daß Du Dich nicht für besser dünken mögest — denn leicht kömmt die Zeit, wo Du denselben Fehler begehst, indeß Andere, erhaben über Dich, sich nichts vorzuwerfen haben. Noch einmal also, siehst Du Dich beleidigt — über die Liebe und vergieb; in der Liebe wird alles leicht — Liebe leitet Dich zu der dem Christen so nothwendigen Selbstüberwindung.

Ja, gutes Kind, frühe Angewöhnung der Selbstüberwindung wird Dich für die Tage Deines Lebens unendlich glücklich machen — man wird Dich lieben, weil mit Selbstüberwindung, Du auch den Ungerechten, den Unverträglichen nie beleidigen wirst, seien sie auch noch so anmaßend gegen Dich, Du wirst es ertragen — Dein Herz wird in seiner Kraft den süßesten Lohn einer frommen Geduld genießen.

Frömmigkeit, mein Kind, ist die, dem weiblichen Gemüthe, nothwendigste Eigenschaft. Wenn Du betest, sie wird es seyn, die Dein Herz zu Gott führet — in ihr wirst Du erst recht erkennen, was Du aus der Hand Deines himmlischen Vaters und Wohlthäters Alles erhalten hast — wie viel seine Güte Dir noch geben kann und wird. Die reinste Dankbarkeit wird in Deinem Herzen erwachen, Du wirst erkennen, mit welcher Liebe die weise Vorsehung alle Deine Schicksale leitet, und mit dem süßesten Vertrauen wird Deine Seele dem Geber alles Guten anhangen. Mit kindlicher Ergebung wirst Du fühlen, daß selbst auch die Leiden, die Dein junges Herz schon treffen, von einer liebevollen Vaterhand verhängt, nur Dein und Aller Bestes seyn müssen — denn wo wir auch nicht begreifen, sind wir dennoch Unterwerfung schuldig.

Nicht nur wenn Du betest übest Du Frömmigkeit — nein, auch bei jedem Geschäfte, welches Du aus reiner Liebe für Deine höheren Pflichten vollbringest. Gewöhne Dich daran, meine Auguste, bei allen Deinen Handlungen, seien sie auch noch

so unbedeutend, Dein Inneres zu prüfen — in wie fern Dein Thun mit Deinen kleinen Pflichten sich vereine — ob sie Deinen reinen Aufblick zum Himmel nicht trüben — und ob Du durch sie Dein Gemüth nicht befleckest. Noch kannst Du mich nicht fassen — denn Dein Herz kennt keine Vorstellung, und Dein Mund nicht der Lüge Verderben. Ja, mein Kind, hüte Dich vor dem Gifte der Lüge, welche, ist sie einmal über die Lippe gegangen, die Ruhe, die Reinheit Deines Gemüthes verheerend aufzehrt — denn wie kannst Du Dein Auge gen Himmel aufschlagen? — hast Du nicht gesündiget? Glaubst Du der Mutter aufmerksamen Blick zu entgehen? Ließt sie nicht immer in der Offenheit Deiner Mienen Dein Benehmen, Deine Aufführung? und bei dem Bewußtseyn Deiner Schuld, wie könntest Du vor ihr erscheinen? Und gleichwohl wie schwer, ja unmöglich wäre es Dir, die Nähe der Mutter zu fliehen, an deren Seite nur, Du glücklich bist. Ja ich weiß es, Du fühlest also — Du mein Kind, wirst gewiß fest an der Wahrheit halten, denn nur in ihr ist Heil für uns, und wer ihr immer gehuldiget, genießt die süßeste Ruhe, den beglückendsten Seelenfrieden.

Wenn Du auch so leichtsinnig warst zu fehlen, gestehe es nur, und wenn Du gleich vor einer Strafe zitterst, Dein Geständniß wird die Strafe wo nicht tilgen, doch gewiß mildern, wo im entgegengesetzten Falle, die Entdeckung gewiß bald erfolgend — die

Strafe verdoppelnd, Dir noch obendrein drückende Beschämung werden würde.

Ich läugne nicht, meine Auguste, daß Du hierzu einer höhern Kraft bedarfst — betest Du oft in reiner Andacht, so wird Dir nicht die Kraft fehlen, und diese ist Seelenstärke.

Seelenstärke wird unter allen erhabenen Eigenschaften, und unter allen Fähigkeiten der menschlichen Natur am meisten bewundert. Sie allein gibt wahre Größe.

Schon der wahrhaft gute Wille, meine Auguste, die Gesinnung in der Du den, dem menschlichen Herzen so sehr anklebenden Eigennutz, zu vertilgen strebest — aus der dann die Reinheit und Würde der Pflichtvollbringung hervorgeht, ist Stärke der Seele. Sie zeigt sich ferner im demüthigen Entsagen mancher Wünsche, in dem Freibleiben von häßlichen Leidenschaften.

Wenn ich dir sage, mein Kind, Seelenstärke so meine ich das Wort Seele in der vollsten Bedeutung, in welcher es unser ganzes inneres Wesen mit allen Gefühlen, Stimmungen und Neigungen bezeichnet. Ueber diese aber müssen wir Gewalt besitzen, müssen den Eindrücken, wären sie auch noch so tief in das Herz gedrungen, uns widersetzen können und nur thun, was der bösen Neigung, wenn sie auch noch soviel über das Innere vermöchte, entgegen ist.

Der Veilchenkranz.

Blumen, meine Auguſte, dieſe freundlichen Gefährten der Kindheit will ich Dir ſchenken; mögen ſie ſtets Dein Leben beglückend umgeben, wie Deiner Kindheit Tage am Herzen der Mutter, ſo die Jahre eines ſchönen, reichen Lebens! — Dies meine Bitte zu Gott für Dich, mein theures Kind.

Sieh einmal nach, welches von den Veilchen meines kleinen Kranzes Dir am lieblichſten duftet — ahme nach die Tugenden, die ein jedes Einzelne Dir darſtellt, beachte aber auch die Fehler, die Du an ihnen wahrnimmſt — und ſuche ſie zu vermeiden. Ich führe Dich in einen freundlichen Kreis, ſie Alle lieben Dich mit Schweſterliebe, ohne Dich mehr, als aus Deinem Bilde, welches hier über meinem Schreibtiſche hängt — und aus meinen Erzählungen, zu kennen.

Ida, die älteſte meiner Zöglinge, verbindet mit einem guten Herzen Heiterkeit, Lebhaftigkeit und viel Luſt zum Lernen, allein es fehlt ihr an reger Thätigkeit, an anhaltenden Fleiß, ſo daß ich mit größter Anſtrengung es nicht dahin zu bringen im Stande ſeyn werde, ſie bis zu ihrem Austritte aus der Penſion — was bald erfolgen wird — in allem unterrichtet zu ſehen, was man von einem Mädchen ihres Standes fordern kann. — Wohl zu ſpät wird ſie einſehen, daß, hätte ſie meine Ermahnungen, meine Lehren beſſer benützt, ſie weit würdi-

ger die Stelle ausfüllen könnte, die ihr die Bestimmung im menschlichen Leben anweist.

Thekla hat bei weiblicher Gutmüthigkeit viele Fehler — das Lernen freut sie wenig — übrigens ist sie in den Stunden, wo weibliche Arbeiten vorgenommen werden, eine der Fleißigsten. So sehr ihre Freundlichkeit anspricht — um so mehr schmerzt mich, daß sie so gerne sich verstellt, und meist ganz anders spricht als sie denkt, daher man genöthiget ist, ihren Worten stets zu mißtrauen.

Theodora mit ihrem reinen vortrefflichen Gemüthe ist mein Liebling. Ihr frommer Sinn, ihr dankbares Herz, streben nur dahin, Gott wohl zu gefallen, alles zu vermeiden, was mich betrüben könnte; sie hat viel Verstand, und erkennet darum auch so gut, wie wohlthätig ich für ihr Bestes besorgt bin, wenn ich sie ermahne — denn ihrem vortrefflichen Charakter geht nur der Fleiß ab — dies ist wohl auch schon ein großer Fehler, aber da sie den besten Willen und eine so große Liebe zu mir hat, so hoffe ich, es bald dahin zu bringen, daß ich an ihr gar nichts Tadelnswerthes mehr finde.

Da ich überzeugt bin, daß Theodora — die ich wohl prüfte — nie gegen die Wahrheit fehlt, das heißt: nie ihr reines Gemüthe durch eine Lüge entweiht — so kann ich ihr auch in allem sicher vertrauen. Ist dies nicht das schönste Lob?

Hulda hat ein sanftes Wesen, jedoch zu viel Eigenliebe, und diese nachtheilige Eigenschaft ihres Charakters stört ihre Bildungsfähigkeit — sie lernt

wohl mit Fleiß, mindert aber ihr Verdienst sehr, da sie mehr lernt, um gelobt zu werden, als um sich zu unterrichten.

Laura ist ein gutes Mädchen, und hat in weiblichen Arbeiten sehr viel Geschicklichkeit — es ist Schade, daß sie oft leidend und kränklich ist — Du hast sie wohl schon gesehen, wie auch ihre Schwester Eugenia, aber da Du damals noch zu klein warst, so weißt Du wohl nichts davon.

Eugenia gehört auch in die Zahl meiner vorzüglichen Lieblinge, dies ist ein Kind voll Verstand, Talent und Gefühl, und hängt mit einer so innigen Liebe an mir, daß sie — denn leider hat die Kleine auch viele Fehler — weiß sie mich nur in ihrer Nähe, sogleich freundlich, artig und brav ist, wenn sie auch in meiner Abwesenheit voll Eigensinn und Widerwillen war — denn mit ihrer Schwester ist sie etwas unverträglich — dieser Fehler hat mir schon viel zu schaffen gemacht, doch sehe ich sie nun schon auf dem Wege der Besserung.

Selma hat auch etwas Gutmüthiges an sich, da sie aber gar keinen Fleiß hat, so ist oft bei ihr Strenge nöthig, denn man muß sie zwingen zu lernen — sie ist sehr eigennützig, ja geizig — und man kann ihren Worten nicht trauen, da sie — o daß ich es sagen muß! — gerne lügt; auch hat sie noch den großen Fehler, immer zu schwätzen, und wer zu viel spricht, redet leicht dumm, was dann auch gewöhnlich bei Selma der Fall ist, obschon es ihr gar nicht an Verstand fehlt.

Doch auch eine schöne Tugend Selmas muß ich rühmen; sie hält ihre Arbeiten äusserst rein und in größter Ordnung, weswegen sie Andern in diesem Stücke öfter zum Muster vorgestellt wird.

Klotilde, meine liebe Kleine, bringe ich Dir nun, die mir so viele Freude macht; sie ist ein gutes talentvolles Kind — und wäre sie nicht ein bischen eigensinnig und neugierig — wohl ein schlimmer Fehler für ein Mädchen — so würde sie gar keinen Fehler haben. Sie ist gerade in Deinem Alter, meine liebe Auguste, da denke ich oft an Dich, wenn sie so an meiner Seite sitzt, und ihren ausdruckvollen Blick zu mir herauf richtet. Sie spricht oft von Dir, und wünscht nur, Dich zu kennen — wärest Du nicht so weit von uns entfernt, ich würde Deine Mutter mit Bitten bestürmen, Dich auf einige Wochen in unsern freundlichen Kreis zu bringen, Du und meine Klotilde, Ihr würdet Euch gewiß innig lieben.

Elvira hat bei einem nicht bösen Herzen ein verwildertes Inneres; ich sah gleich bei ihrem Eintritte in mein Institut, daß sie mir viel zu thun machen wird. Sie hat überdies soviel Eigendünkel, wenn sie etwas zu lernen beginnt, glaubt sie es schon zu können, und hindert dadurch sich selbst, Fortschritte zu machen, und so willig dankbar Theodora sich belehren läßt, so unbiegsam, ja dumm empfindlich ist hier Elvira. Sie hat gar keinen Fleiß, und nichts angenehmes im Wesen, doch hoffe ich, daß ich auch noch auf diesem Boden Rosen bauen werde.

Erminia, das ist ein kräftiges, liebes Kind, voll Lebendigkeit, ist gut und freundlich; lernt mit vielem Fleiße, und macht mir deswegen große Freude. Sie hat so etwas herzliches, anschließendes, sie fragt mich auch oft nach Dir, und wünscht Dich zu uns, jedoch hat sie auch einen Fehler, der, so klein er auch scheint, in der Folge bedeutend werden könnte. Sie spricht zu gerne und zuviel, besonders hat sie die böse Gewohnheit, alles, was sie nur hört und sieht, wieder zu sagen — wer nun diese Gewohnheit hat, wird sich leicht in Unannehmlichkeiten bringen, welche oft die schlimmsten Folgen haben. Ein bescheidenes Kind wird sich dieses Fehlers nie schuldig machen, und welche Eigenschaft kleidet ein Mädchen besser, als diese der Bescheidenheit?

Erlinde ist ein liebes folgsames Kind mit viel Innigkeit im Wesen, sie hat soviel Zartheit, ein so geschärftes Ehrgefühl — ich bin nie genöthigt ihr einen Fehler zweimal zu verweisen, ihr feines Gefühl mahnt sie dann schon selbst, wenn sie wieder versucht wäre, sich eines schon verwiesenen Fehlers schuldig zu machen. Leider macht sie aber bei vielem Talent wenig Fortschritte, da sie äußerst zerstreut ist. Auch hat sie noch einen Fehler, der in dem weiblichen Gemüthe die traurigsten Folgen haben kann, und gegen den ich kräftig arbeite, die Eitelkeit.

Edeltrude hat ein gutes Herz, viel Talent, Fleiß und Geschicklichkeit, und ich verspreche mir noch viele Freude, wenn es mir gelingt, all ihre rauhen

Seiten zu erweichen, worunter auch gehört, ihre Sprache zu bilden, was mir bei diesem Mädchen nicht leicht wird. Auch fehlt es ihr noch an Ordnungsliebe.

Meta ist ein recht gutes braves Mädchen, was aber wegen beständiger Kränklichkeit nicht viel leisten kann, obschon sie es an Aufmerksamkeit und gutem Willen nicht fehlen läßt; dies ist wohl sehr traurig für die Kleine.

Mimili ist ein liebes, freundliches Kind, lernt mit Fleiß und Aufmerksamkeit und erfreuet mich oft, da sie bei der Heiterkeit ihres Gemüthes alles mit einem regen Eifer ergreift und mit Leichtigkeit auffaßt; hätte sie nicht so viel Eigensinn, dann würde ihr Wesen noch weit lieblicher seyn. Uebrigens hat meine Mimili noch einen, für ein Mädchen recht nachtheiligen Fehler; sie hält ihre Arbeiten nicht rein; daher sage ich ihr oft: die künstlichste Arbeit, wenn sie nicht rein gehalten ist, verliert allen Werth.

Ludmilla, ein gutes munteres, artiges Mädchen, lernt mit vielem Fleiße und macht herrliche Fortschritte, vorzüglich in der französischen Sprache. Sie hat eine große Wißbegierde ohne neugierig zu seyn, sie strebt eifrig darnach, sich zu belehren und die Kenntniße zu erlangen, die einem gebildeten Mädchen unentbehrlich sind.

Mira, die kleine lebendige, nenne ich immer nur meine kleine Ungeduld. Sie lernt auch recht brav und ist ein gutes Kind, aber voll Lebhaftigkeit und etwas unvorsichtig, bedarf sie einer beständigen

Aufsicht, denn bald hat sie hier etwas zerbrochen, bald dort etwas verdorben. Und lachen solltest Du sie einmal hören, in ihrer heiteren Laune kann sie gar nicht wieder aufhören, wenn sie einmal angefangen hat.

Natalie ist ein sehr gutes, frommes Mädchen, nicht ohne Talent, aber ohne Fleiß; man ist stets genöthiget, sie zum Lernen zu zwingen; überdieß ist sie auch sehr eigensinnig, und hat eine unerträgliche Langsamkeit in ihren Wesen; bei allem, was sie thut, ist sie so bedächtlich, daß gar kein Weiterkommen mit ihr ist. Diese Langsamkeit hindert sie sehr beim Lernen. Darum soll sich ja ein Kind schon frühe gewöhnen, in Allem schnell und behende zu seyn, denn der Jugend steht solch ein bedächtliches Wesen schlecht.

Nina. Ein freundliches, herzliches, gutes Mädchen, kam leider zu spät unter meine Aufsicht. Da ihre Mutter ein sehr beträchtliches Landgut bewohnt, und die Geschäfte dort selbst leitet, so blieb das gute Mädchen meist sich allein überlassen. Ich fand Geist und Gemüth gänzlich vernachläßigt, und trotz meiner steten Bemühung konnte es mir in der kurzen Zeit, als ich sie bei mir habe, noch nicht gelingen, so manchen herrschenden Fehler in ihrem Gemüthe zu vertilgen. Doch gelang es mir schon, sie zur Ordnung und zum Fleiß zu gewöhnen; beides schien sie, bei ihrem Eintritte in die Pension nicht zu kennen. Wird sie nur noch einige Zeit hier seyn, so gedenke ich, sie zu einem recht fleißigen und artigen Mädchen zu bilden.

Adelheide die häusliche, ist ein fleißiges, vernünftiges Mädchen, beschäftiget sich gerne mit der Hauswirthschaft, und ist neben ihren Lehrstunden eifrig in der Küche bemüht, mehr noch, als die ihr angewiesenen Geschäfte zu besorgen. Ich wäre ganz mit ihr zufrieden, wäre sie nicht manchmal so unverträglich gegen ihre Schwester.

Und nun meine heitere Victorine, Adelheids Schwester, ein recht liebes, talentvolles, gescheides Mädchen, der man nicht böse seyn kann, wenn auch so mancher Fehler vorherrscht, dessen Bekämpfung und Vertilgung mir viele Mühe macht. Ihr lebhafter Geist ist in beständiger Thätigkeit. Einer reichen Phantasie muß ich mit den ernstern Beschäftigungen des Unterrichts oft mühsam entgegen wirken. Ihr leichtes Fassungsvermögen läßt sie in allen Wissenschaften, besonders da es ihr an Fleiß nicht fehlt, bedeutende Fortschritte machen. Obschon sie nur einige Jahre älter ist als Du, meine liebe Auguste, so glaube ich doch, Ihr beide würdet Euch recht freundlich zusammen finden.

Nun meine gute Auguste habe ich Dir die lieben jungen Gemüther meines kleinen Kranzes in leichten Umrissen gezeichnet, nimm Dir von jeder Blume den lieblichsten Duft, und schmücke damit den Garten Deines jungen Herzens aus, damit er reich werde an herrlichen Blüthen, die einst zu schönen Früchten reifen für Erde und Himmel.

Du willst auch die Ordnung unsers Hauses wissen, um ganz heimisch bei uns zu seyn? Dies soll geschehen, denn ich habe dabei zugleich Gelegenheit Dich mit den Mädchen vertrauter zu machen, und sie Dir in ihrem kleinen Schaffen und Thun zu zeigen.

Man hört auf der Thurmuhr der nahen St. Peterskirche halb sechs Uhr schlagen. Erquickliche Morgenlüftchen wehen über die freundlichen Fluren des Gaues; die Fenster unsers Hauses von der Morgensonne vergoldet, zeigen die schöne Fläche mit ihren Wiesen und reich mit Bäumen besetzten Feldern, deren Gränze blaue Berge in weiter Ferne bilden.

Schnell eilt alles aus den Federn. Reinlich gewaschen und vollkommen gekleidet kommen die Mädchen drei Viertelstunden später in mein Zimmer. Hier wird ein gemeinsames Gebet verrichtet, welches Dank und Bitte vereiniget; dann nehmen wir unser einfaches, in Milch und weißem Brod bestehendes Frühstück, und jetzt geht es in die Kirche, von da zurückgekehrt, gehen die Mädchen, die in drei Zimmern vertheilt schlafen, in ihre Gemächer, die unterdessen gereinigt wurden, ordnen ihre Sachen, bereiten sich noch einen Augenblick vor, und mit dem Schlage acht Uhr treten sie in die Lehrzimmer ein. Hier werden ununterbrochen vier Stunden lang in zwei Zimmern und nach verschiedenen Abtheilungen wissenschaftliche Gegenstände gelehrt, als: Lesen, Schön- und Rechtschreiben, Religion, Rechenkunst,

Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre, Sprachen, Aufsätze fertigen, Weltgeschichte und Mythologie. Eine Stunde bleibt nun noch zur Uebung und Fertigung der Aufgaben; um ein Uhr ruft die Glocke zu Tisch. Während des Mittagessens darf nur französisch gesprochen werden. Nach Tisch wird jeden Tag eine halbe Stunde, auch zuweilen etwas länger, ein Spaziergang in die nahe Lindenallee vorgenommen, auch im Winter, wenn es die Witterung nur halb erlaubt; im entgegengesetzten Falle wird wenigstens ein Gang durch die Stadt gemacht, oder bei großer Hitze der Spaziergang ganz für den Abend verschoben. Sollte das Wetter durchaus einen Ausgang verbieten oder abkürzen, so haben die Mädchen die Freiheit sich in den Gängen ein wenig zu bewegen, nicht ohne Aufsicht, aber ganz nach Gefallen. Die Kleinen können ihre Puppen auch zur Hand nehmen. Verkündet die große Schwarzwälder Uhr dort bei der Krümmung des Ganges drei Uhr, dann kehrt augenblicklich Stille ein, und schnell tritt die liebliche Heerde, zwanzig an der Zahl, in ruhiger Ordnung in die Lehrzimmer ein. Nun wechselt Unterricht im Zeichnen, Malen und Musik mit dem Unterrichte in weiblichen Handarbeiten ab, bei letztern wird auch nur französisch gesprochen. Um fünf Uhr wird ein Abendbrod eingenommen; von halb sechs bis halb sieben Uhr ist noch eine Uebungsstunde für die Aufgaben, dann folgt noch eine freie Stunde, die entweder dem Spaziergange oder dem kindlichen Spiele gewidmet ist, auch

bleibt zuweilen die Verwendung dieser Stunde der eigenen Wahl der Kinder überlassen. Um halb acht Uhr erfolgt das Abendessen, dieses und mit ihm der ganze Tag wird mit einem Gebete geschlossen, worauf bis gegen neun oder zehn Uhr Alle zu Bette gehen.

Doch fehlt es auch nicht an bestimmten Erholungstagen. In jeder Woche wird an Tagen, wo der Nachmittag frei ist, gewöhnlich eine Landparthie gemacht; wenn die Witterung dies nicht erlaubt, darf Jede von den Zöglingen eine Beschäftigung weiblicher Handarbeit wählen, welche ihr die liebste ist, und wir versammeln uns im großen Speisezimmer. Ist während der Woche gut gelernt worden, so erzähle ich irgend eine lehrreiche Geschichte, von denen ich Dir, meine liebes Kind, auch einige mitzutheilen gedenke.

Aber unsere Sonntagsfeier magst Du wohl auch noch wissen? Der Morgen beginnt mit einem längern Morgengebete. In einer sorgfältigern Kleidung versammeln sich Alle zu einem Gottesdienste von zwei Stunden. Nachmittags dürfen Besuche gemacht und angenommen werden; jedoch zum Abendtisch müssen alle wieder versammelt seyn.

Gerne komme ich Deinen kindlichen, wißbegierigen Fragen mit einer erläuternden Antwort entgegen. Ja, Herzens Gustchen! Du hast wohl recht: Strafe kann nicht aus der Erziehung verbannt seyn; Dein kindliches Herz, Dein helles Köpfchen sagt Dir dies ganz richtig.

Strafen, mein liebes Kind, vermöchte auch ich nicht zu scheiden von der Anordnung dieses Instituts, so gerne mein Herz auch wollte — aber es gibt auch Belohnungen, die alsdann die kleinen Empfänglichen um so mehr ehren.

Du wirst also meine Kinderchen belohnt und bestraft sehen, je nachdem sie Eines oder das Andere verdienen. Ich werde Dir von allem ein treues Bild geben, wie auch deine gute Mutter durch ihre getreuen Mittheilungen über dich, meinem Verlangen mit Dir sich zu beschäftigen, zu Hülfe kommt.

Meinem Versprechen gemäß will ich Dir, meine gute Auguste, bevor ich mich zur Ruhe begebe, ein kleines Bild von unserm heutigen Leben entwerfen.

Ein sehr schöner Frühlingsmorgen gab uns Hoffnung, den heutigen freien Nachmittag eine Parthie nach Grünwiesen zu machen. Das junge lustige Völkchen umhüpfte mich mit tausend Fragen — doch höre Du sie selbst: »Tante Clara« rief Laura, indem sie aus der Mitte der andern Mädchen zu mir herantrat, da die ältern Mädchen immer voran gehen, indeß die Kleinen an meiner Seite aus der Kirche über den weiten Marktplatz zu unserm Hause zurück kehren. »Tante Clara! »werden wir denn heute wirklich nach Grünwiesen gehen?« (Laura und Eugenia sind, wie Dir die Mutter schon sagte, Töchter eines meiner nahen Verwandten, und aus diesem Grunde mag es kommen, daß mich alle Kinder Tante nennen.)

Meine Bejahung brachte mein kleines, munteres Häufchen in die heiterste Stimmung, und ich mußte Ernst brauchen, die Freude für den Augenblick zu mildern um Ordnung zu erhalten.

Bei den Stunden war heute mehr Aufsicht als gewöhnlich nothwendig. Selbst bei Ida machte es einige Störung, obwohl sie jetzt sehr fleißig an einem Teppiche stickt, mit welchem sie ihre Mutter überraschen will. Sie arbeitet jetzt auch öfters des Morgens, da sie nun von mehreren Lehrgegenständen freigesprochen ist, und auch nicht jeden Tag die Küche besucht.

Die heitere Jugend gibt sich so leicht, so ausschließend der Freude dahin, die um so lebhafter wird je Mehrere sie theilen, und wie lebendig wird sie hier als Gemeingut von Allen!

Da der Ruf der Tischglocke alle Beschäftigung des Morgens schloß, und ich, ans Fenster tretend, die Sonne sich verdüstern sah, ward mir bange um meine Lieben, und ich sammelte sie schnell in's Speisezimmer.

Schon fielen einzelne Tropfen, düstere Wolken thürmten sich auf; vom leisen bis zum heftigen Rauschen durchbebte es schon die Bäume, die tobenden Winde nöthigten uns, schnell die geöffneten Fenster zu schließen, die Kinder sahen sich traurig an — ihre Blicke trafen fragend die meinigen, ein heftiger Donnerschlag machte sie alle zusammen schrecken. Ida, Theodora und Elvira zeigten bei dem heftigen Blitzen eine außerordentliche Furcht. Ich rief sie nach Tisch alle drei zu mir und sagte:

»Ich möchte von Euch hören, warum Ihr Euch so »sehr fürchtet, meine Lieben! wir müssen uns schon »frühzeitig angewöhnen, über unsere Empfindungen, »wenn dieselben auch unwillkürlich sind, uns Rechen»schaft geben zu können. Diese Angewöhnung wird »uns in der Folge unendlich wohlthuend werden, und »uns die edle Selbstkenntniß um vieles erleichtern.«

Ida. »O Tante Klara! ich werde nie diese »Furcht überwinden können.«

Ich. »Und warum nicht, meine Tochter! un»tersuche doch die Entstehung des Gewitters, wie »man Dir sie lehrte, wende Deinen Blick mit festem »Vertrauen zu dem Himmel, Gott wird uns immer »und überall schützen. Hört es, meine Kinder, man »muß keiner unnützen Furcht Raum geben. Aber »schon läßt der Donner nach, die Blitze verlieren »sich; doch da der Regen weit heftiger geworden ist, »müssen wir wohl heute auf unsern freundlichen »Spaziergang verzichten. Um jedoch euch, meine »Lieben, eine Entschädigung zu geben, sollt ihr eine »schöne Geschichte hören, während ihr Euch im Kreise »um mich her arbeitend setzet.«

Jubelnd eilte Jede, ihre Arbeit herbei zu holen, und in wenigen Augenblicken, als ich alle um mich versammelt hatte, fing ich folgendermassen an:

Die Einsiedler in der Normandie.

In der Normandie, einige Stunden von Forges, nahe bei einer reichen Abtei, lebte ein braver Landmann, Namens Anselm, mit seiner Frau und seinen Kindern. Er war arm, aber so

glücklich, daß er seit fünfzehn Jahren seine Strohhütte nicht verlassen hatte, als nur um in die Kirche zu gehen. Seine kleine Wohnung stand allein in einem großen Walde; er hatte keine Nachbarn, aber er wünschte sich auch keine. Er konnte sich keine größere Freude denken, als, nachdem er sein Feld bestellt hatte, in dem Schooße seiner Familie auszuruhen. Drei Morgen Feld, zwei Kühe und einige Hühner machten seinen ganzen Reichthum aus. Seine Gesellschaft bestand aus seiner Frau, fünf Kindern, einer Magd und einem Hirten. Diese beiden werde ich näher beschreiben.

Die Magd nannte sich Jakobine. Seit ihrer Kindheit in Anselms Hause, hatte sie sich die einfachen Sitten und den Geschmack ihrer Herrschaft eigen gemacht. Nie war sie weiter als eine halbe Stunde von der Hütte weggekommen. Von allen Gebäuden auf Erden kannte sie einzig nur die Abtei Bobeck, und nie hat die Peterskirche von Rom oder die Kolonnade des Louvre in Paris so viel Bewunderung erregt, als Jakobine stets bei dem Anblick der kleinen Kirche von Bobek empfand. Sie hatte von Forges reden hören; aber da sie wußte, daß dieses Dorf vier Stunden von ihrer Wohnung entfernt lag, so war sie nie versucht, eine so weite Reise zu unternehmen.

Jakobine, wie man sich leicht denken kann, konnte nicht lesen, ja sie hatte in ihrem Leben nicht einmal ein Buch gesehen. Ihre Talente waren sehr beschränkt; sie wußte nichts als die Kühe zu melken,

Käse zu machen, und der Hausfrau in den kleinen häuslichen Beschäftigungen zu helfen; ihr Geist würde auch keine ausgebreiteteren Kenntnisse haben fassen können; sie besaß nur so viel Einsicht, um ruhig die Pflichten ihres Standes zu erfüllen; und wenn der Himmel ihr nicht eine so geduldige und menschenfreundliche Herrschaft gegeben hätte, so würde sie mehr als einmal in Gefahr gewesen seyn, ihren Dienst zu verlieren; aber sie beging doch wenigstens keinen Fehler mit Vorsatz. Und ob es ihr gleich an Gedächtniß und Ueberlegung fehlte, auch ihre Thätigkeit nicht groß war, so war doch ihr Wille und ihr Herz so gut, daß weder Anselm noch seine Frau sich je entschließen konnten, mit ihr zu zanken.

Michel, der Hirte, welcher die Kühe hütete, war weniger thätig und noch geistloser als Jakobine. Seine schwächliche Konstitution entschuldigte in den Augen des nachsichtigen Anselm seine Trägheit und Unfähigkeit. Zudem hatte auch Michel eine sanfte und ruhige Gemüthsart. Er besaß Redlichkeit, eine unerschütterliche Kaltblütigkeit und eine Heiterkeit des Geistes, welche nichts trüben konnte.

Es war soviel Uebereinstimmung in dem Wesen Jakobinens und Michels, daß sie unmöglich sich täglich sehen konnten, ohne Neigung für einander zu fassen. Beide erklärten sich gegen einander und baten ihre Herrschaft um die Erlaubniß, sich heirathen zu dürfen; was ihnen bewilligt wurde. Jakobine heirathete Michel, und nach drei Jahren

war sie Mutter von drei Kindern, welche mit den Kindern Anselms erzogen wurden.

Zu dieser Zeit hatte Jakobine einen großen Kummer, Anselms Frau starb, und der gute Mann überlebte seine Frau nur zwei Jahre; dadurch verloren Jakobine und Michel den besten Herrn und die einzige Stütze, welche sie auf der Erde hatten. Verwandte, welche die Vormünder der Kinder wurden, kamen, von der kleinen Erbschaft Besitz zu nehmen. Sie begingen die Grausamkeit, Michel und Jakobine fortzuschicken. Beide mußten die geliebte Hütte verlassen, welche sie wie ihr väterliches Haus betrachteten; sie mußten sich losreißen aus den Armen der Kinder des tugendhaften Anselm, welche seit zwei Jahren Jakobinen den süßen Mutternamen gaben! Die arme Jakobine benetzte sie mit Thränen, und entfernte sich trostlos, begleitet von ihren vier Kindern und dem traurigen Michel, welcher unter seinen Armen einen Pack trug, der einige grobe Kleidungsstücke enthielt, das einzige Gut, was dieser unglücklichen Familie blieb.

In dieser schrecklichen Lage empfanden sie glücklicherweise nicht diese herzzerreissende Unruhe, welche durch den Gedanken an eine traurige Zukunft erregt wird. Sie fühlten nur die Leiden des Augenblicks und dachten sorglos nicht an den andern Tag. Ehe sie die Hütte verließen, hatten sie ein gutes Mittagmahl eingenommen, also waren sie wegen des Abendessens wenig beunruhigt. Sie unterhielten sich nur von ihrem Schmerz über Anselms Tod, und von

ihrer Zärtlichkeit für die Kinder, welche sie eben zu verlassen gezwungen worden waren.

Indem sie so plauderten gingen sie auf Geradewohl weiter und verirrten sich in dem Walde. Jakobine trug das jüngste Kind auf den Armen, fühlte sich endlich ermüdet und setzte sich unter einen Baum. Ihr Mann nahm an ihrer Seite Platz und ihre drei andern Kinder setzten sich um sie herum. Es war im Monat Juli. Als der Tag sich neigte, sagte eines der kleinen Kinder, daß es Hunger habe, und die andern alle, verlangten in dem nämlichen Augenblicke Brod. Michel hatte etwas Brod in seinem Zwergsacke, er theilte es mit seiner Frau und seinen Kindern. Nachdem sie gegessen hatten, entschloßen sie sich, die Nacht in diesem Walde zuzubringen. Bei Anbruch des Tages fanden sie einen Fußsteig, welcher in eine Einöde führte, am äußersten Ende des Waldes.

Diese Wildniß war mit Heidekraut bewachsen, und ließ sie dort eine Quelle von reinem Wasser entdecken, die aus einem mit Moos bedeckten Felsen entsprang. Dieser Augenblick verursachte Jakobinen die größte Freude, denn ihre Kinder wollten vor Durst sterben. Um ihr Glück noch mehr zu erhöhen, war der Saum des Waldes mit einer ungeheuern Menge Haselnußstauden, Maulbeerbäumen und wilden Himbeersträuchrn begränzt, und überdieß mit Erdbeeren übersäet. Jakobine war entzückt bei dem Anblicke dieses gesegneten Gartens. O Michel rief sie aus, wir wollen hier bleiben. Da ist Wasser,

hier haben wir Früchte, hier können wir leben. Laß uns hier eine Hütte bauen, um uns vor dem Regen zu schützen. Aber wir müssen die Erlaubniß haben, um von den Bäumen Aeste abhauen zu dürfen. Dieser Gedanke betrübte Jakobine. In demselben Augenblicke bemerkte sie in einiger Entfernung einen jungen Bauern, welcher Erdbeeren pflückte; sie näherte sich ihm und fragte, ob er nicht wisse, wem dieser Wald, in welchem sie sich befanden, zugehöre? Ihr seid in dem Walde, der zur Abtei Bobeck gehört, erwiederte der Bauer. — Sind wir hier weit von der Abtei? — Drei kleine Viertelstunden, und ich gehe eben jetzt in die Abtei, um diese Erdbeeren, welche ich da pflückte, dahin zu tragen. Bei diesen Worten eilte Jakobine zu ihrem Manne, um sich mit ihm zu bereden, und nachdem Michel seine Weisung erhalten hatte, ging er mit dem jungen Bauern in die Abtei Bobek; er ließ Jakobine mit ihren Kindern am Eingange des Waldes zurück, indem er versprach, sobald es ihm nur möglich wäre, wieder zurück zu kehren.

Michel kam in der Abtei an und wurde zu dem Abte geführt, welchem er seine Lage erzählte; er endigte damit, daß er ihn um Arbeit, oder wenigstens um die Erlaubniß bat, in dem Walde, an dem Orte, welchen er ihm bezeichnete, wohnen zu dürfen. Aber, fragte der Abt, was kannst Du denn? — Ich kann die Kühe hüten. — Wir bedürfen keinen Hirten, überdies seid Ihr nicht von unsern Gütern. — Aber ich habe nichts zu leben, und des-

wegen gleichen Anspruch auf Ihre Hülfe. — Wir sind nicht reich genug, um allen Armen zu helfen. — Ich bin kein Bettler, ich verlange kein Almosen; aber wir haben Muth und Willen zur Arbeit. — Du kannst ja nichts, und ich muß Dir noch einmal sagen, daß wir die Bewohner unserer Güter zuerst berücksichtigen. — Ich bin aber sehr schwach und kränklich, also sollten Sie mich wohl aus Mitleiden in Ihre Dienste nehmen. — Wie! weil Du nicht im Stande bist zu dienen? — Ja wahrhaftig, aus diesem Grunde hat Anselm mein seliger Herr mich in Diensten genommen und behalten; aber Herr Abt, Sie haben kein Herz für unglückliche Leute; erlauben Sie wenigstens, daß wir dort auf der Heide uns eine kleine Hütte bauen dürfen. — Und wie wollet Ihr dort leben? — Von wilden Früchten und Wurzeln; es giebt dort Brunnkresse, Erdbeeren, Haselnüsse und Wasser; es ist ein wahres Paradies. — Und im Winter? — Im Winter! ach wir haben noch nicht an den Winter gedacht! aber der Winter kommt auch so bald noch nicht, wird sind ja erst im Juli. — Höre guter Mann, ich will Dir auf Deine dringenden Bitten die Erlaubniß geben, daß Du Dir dort eine Hütte bauen darfst; und überdieß sollst Du alle zwei Tage in die Abtei kommen, um Brod und Kartoffeln für Dich und Deine Familie zu holen, sagte der Abt, das ist alles was ich für Dich thun kann. — Das ist mehr als ich verlangte, erwiederte der erfreute Michel, o Jakobine wird sehr vergnügt seyn! — Bei diesen

Worten eilte Michel schnell fort. Er war schon ausser dem Hause der Abtei, als man ihn auf Befehl des Abtes zurück rief, um ihm schwarzes Brod und gebratene Kartoffeln zu geben. Michel, der eine sehr zarte Redlichkeit besaß, weigerte sich anfangs es anzunehmen. Der Herr Abt, fügte er hinzu, hat mir gesagt, daß ich es nur alle zwei Tage bekommen solle, also will ich übermorgen kommen, und es abholen. — Trotz seiner Weigerung füllte man seine Taschen mit dem auf zwei Tage bestimmten kleinen Vorrath, und er ging sehr zufrieden, über den guten Erfolg seiner Bitten, fort. Bei Jakobinen angelangt, redete er sie mit einer triumphirenden Miene an, und antwortete ausführlich auf alle ihre Fragen. Jakobine entzückt von seiner Mittheilung, zankte ihn dennoch ein wenig aus, weil er in dem Dorfe Bobek kein Gartenmesser kaufte, womit sie die Aeste der Bäume abschneiden könnten. Denn, sagte sie, wir haben vier Gulden acht und vierzig Kreuzer, (dieses waren die Früchte ihrer Ersparnisse von zehn Jahren) was willst Du daß wir mit diesem Gelde anfangen? Das ist wahr, antwortete Michel, aber man kann nicht an alles denken; wir haben auch vergessen, daß der Winter kommen wird. — Aber weil eben die Rede vom Winter ist, Du mußt von dem Gelde aufheben, daß wir Schaafpelze kaufen können. — Ja, denn es darf uns an nichts fehlen, da wir unser Leben hier zubringen wollen. — Nun lasse uns

an die Arbeit gehen. Wir können doch kleine Aeste mit unsern Messern abschneiden.

Indem Jakobine diese Worte sagte, eilte sie tiefer in den Wald hinein. Ihr Mann folgte ihr, und beide arbeiteten ununterbrochen bis in die Nacht. Der Mann und die Frau waren beide weder stark noch erfindungsreich. Sie brauchten über vierzehn Tage zu dem Bau ihrer kleinen Hütte, welche zwar ziemlich dauerhaft war, aber einen Fehler hatte, den sie nicht eher bemerkten, bis die Arbeit beinahe vollendet war. Sie hatten vergessen, (denn wie Michel sagte, man kann nicht an alles denken) daß sie in dieser Hütte wohnen müßten, und daß aus diesem Grunde zu wünschen wäre, daß deren Höhe, ihrer eigenen Größe angemessen sei. Es ist leichter so zu arbeiten wie man bequem mit den Händen dazu langen kann, als die Arme arbeitend über dem Kopf empor zu heben, und sie wählten die am wenigsten ermüdende Art zu arbeiten; so daß Michel und Jakobine auf das Dach ihrer Hütte sich hätten stützen können, wie man sich auf einen Balcon stützt. Jakobine war die Erste welche diesen Fehler der Baukunst bemerkte; und obwohl das Gebäude schon seiner Vollendung nahe war, so hatte sie doch die muthvolle Versuchung wieder von neuem anzufangen; aber Michel brachte sie davon ab. Im Ganzen, sagte er, geht man nur in sein Haus um auszuruhen, genügt es nicht, wenn man darin sitzen oder liegen kann? Jakobine wußte nichts auf diese Gründe zu antworten, und ohngeachtet

dieses Irrthums in den Verhältnissen, wurde die Hütte vollendet.

Der Tag an welchem sie zum erstenmal in derselben ihr Mittagsmahl einnahmen, war ein Festtag für sie. Gerade diesen Morgen war Michel in der Abtei gewesen; er brachte Kartoffeln und frisches Brod mit, noch überdies eine Maß Milch und Eier, welche er in dem Dorfe gekauft hatte. Die Freude der Kinder war ausserordentlich bei dem Anblicke dieses köstlichen Gastmahles. Ihr Munterkeit regte auch Michel und Jakobine zur Fröhlichkeit auf. Nun fehlte nichts zur Annehmlichkeit des Mahles, denn die Gäste hatten eben so viel Appetit als gute Laune. Die Nacht über genossen sie des ruhigsten Schlafes. Nachdem sie mehr als acht und zwanzig Nächte allen Unannehmlichkeiten der Luft ausgesetzt gewesen waren, empfanden sie eine unbeschreibliche Süßigkeit einmal wieder unter einem schützenden, dichten Dache ruhen zu können, und auf gutem, frischem Stroh zu liegen. Den andern Tag erwachten sie in vollkommenster Gesundheit.

Es giebt doch nichts besseres, sagte Michel, als wenn man alles nach seiner Bequemlichkeit hat. Man hat gut sagen, man gewöhnt sich an alles: ich hätte doch nie so gut auf der Erde und unter freiem Himmel geschlafen. Und ich auch nicht, erwiederte Jakobine. Ich dachte immer an den guten Stall in dem wir schliefen, als wir noch bei unserm armen Herrn waren. — Jakobine, un-

sere Hütte ist doch eben so viel werth als der Stall, nicht wahr? — O gewiß, und dann sind wir in unserm Eigenthum; und wie unser Herr immer sagte, man ist nur glücklich in seinem eigenen Hause. Dieser Haushalt, welcher zu Jakobinens Glück genügte, war in wenigen Stunden eingerichtet. Michel hatte einen Napf und fünf hölzerne Löffel gekauft, nebst einen guten Vorrath von Schaafpelzen und Flachs für Jakobinen, welche eine Spindel besaß, und ziemlich gut spinnen konnte. Auf diese Art hatte er die vier Gulden, acht und vierzig Kreuzer verwendet. Michel machte sich auch einige Beschäftigung; er fieng mit Vogelleim kleine Vögel, welche er in die Abtei trug, und am Ende des Monats verkaufte er das Garn, was seine Frau gesponnen hatte. Dies verschaffte ein geringes Einkommen; denn wie ich schon sagte, Jakobine war nicht thätig und nicht arbeitsam.

Auf diese Weise ging der ganze Sommer vorüber. Im September bekam Jakobine noch ein kleines Mädchen. Endlich kam der Winter, und trotz den Schaafpelzen, erschien die Hütte doch weit weniger angenehm als früher, um so mehr, da sie keine Himbeeren, keine Maulbeeren, und die andern Früchte des Waldes nicht mehr hatten. Indessen litten Michel und Jakobine nicht so sehr an der Kälte als man denkt. Sie hatten nie in einem geschlossenen, erwärmten Zimmer geschlafen, der Stall, von dem sie eine so süße Erinnerung bewahrten, hatte ein schlechtes, mangelhaftes Dach, welches an

mehreren Stellen durchsichtig war, und eine Thüre, deren Bretter so schlecht zusammen paßten, daß man durch die Spalten ohne Mühe die Hand durchstekken konnte; also fanden Jakobine und ihr Mann, auch während des strengsten Winters, keinen großen Unterschied zwischen ihrer Hütte und dem Stalle, dessen Mangel sie so beklagt hatten; während des Sommers aber war die Hütte, welche auf einer trockenen Stelle errichtet und durch den Wald geschützt war, welcher voll Waldblumen, Wurzeln und Früchten stand, weit angenehmer als ein dunkler und feuchter Stall, in einem kleinen Hühnerhofe erbaut der voll Dunghaufen lag, und in der Mitte eine Pfütze mit grünem, schlammigten Wasser hatte.

Gegen das Ende des Winters war Michel, welcher seit zwei Monaten nur mühsam sich fortschleppte, nun ganz unfähig in die Abtei zu gehen, um seine Lebensmittel zu holen: nun ging Jakobine statt seiner dahin, und der arme Michel blieb in seiner Hütte traurig auf seinem Strohlager liegen. Er hatte keine heftigen Schmerzen; seine natürliche Ruhe und seine Frömmigkeit bewahrten ihn vor Ungeduld und Langweile. Er betete den ganzen Tag; Jakobine spann oder betete ihren Rosenkranz an seiner Seite; seine kleinen Kinder kamen ihn zu liebkosen; so fühlte er sich eben nicht unglücklich: auf diese Weise verstrich ein Jahr.

Es waren nun schon zwei Jahre daß Michel und Jakobine diese Hütte bewohnten; eines Tages, (es war im Monat Juli) kam Jakobine,

Stich besorgt durch Petersen.

[illegible] Jakobine [illegible], und eine Thür [illegible] Thürrit so schlecht [illegible] paßten, daß man [illegible] die Spalten [illegible] die Hand durchstecken konnte; die [illegible] Jakobine und ihr Mann, [illegible] während der [illegible] Winters, Frost, [illegible] Unterhalt [illegible] Arbeit und drei Sous, dessen Mangel sie so [illegible] hatten; während des [illegible] die Kälte, welche aus [illegible] durch die Ritzen der [illegible] Fenster, Thüren und [illegible] Kamin [illegible] hereinkam, [illegible] fortschleppte, um ganz [illegible] Abtei zu gehen, um seine Lebensmittel [illegible] nun ging Jakobine statt seiner [illegible] der arme [illegible] Bel [illegible] auf seinem Strohlager [illegible] seine [illegible] Frühmorgen [illegible] Langweile. [illegible] Jakobine spann oder [illegible] an seiner Seite; seine [illegible] zu liebkosen; so fühlte [illegible] auf diese Weise [illegible] Es waren [illegible] Hütte [illegible]; eines Tages, [illegible] Monat Juli) kam Jakobine,

J. Maar gez.

Stich besorgt durch Petersen.

welche Laub im Walde sammelte, athemlos in die Hütte gelaufen: Ach! Michel, rief sie aus, was habe ich Schönes gesehen! Was denn? — Eine schöne Kutsche, die kein Dach hat, sie ist eigentlich wie ein Karren gemacht, ganz gelb, aber sie glänzt, und daran sechs Pferde, bunt mit Silber! und schöne Damen in der Kutsche, schöne Herren hinten auf der Kutsche, welche roth gekleidet sind. — Als Jakobine diese Worte geendet hatte, hörte sie das Fahren des Wagens, den sie eben beschrieben hatte; sie zitterte vor Freunde, stürzte aus der Hütte, alle ihre kleinen Kinder folgten ihr. Sie sah den Wagen dreißig Schritte von sich entfernt, und sie bemerkte in demselben ein wahres Engelsgesicht, welches auf sie und ihre Kinder die sanftesten Blicke richtete, und zu gleicher Zeit dem Kutscher zurief, anzuhalten. Jakobine überrascht und bezaubert, wagte nicht vorwärts zu gehen.

Die junge und reizende Unbekannte, welcher vier Damen folgten, die mit ihr aus dem Wagen stiegen, näherte sich Jakobine. Gehören diese fünf Kinder Dir, gute Frau, sagte sie zu ihr. — Ja, gnädige Frau. — Die armen Kleinen! sie sind ja beinahe ganz nackt. — Ach! die drei jüngsten haben Jäckchen; aber wir heben sie für den Winter auf. — Und ihr lebt den Tag über in dieser Hütte? — Des Tags und auch des Nachts. — Wie! ihr habt keine andere Wohnung? Nein gnädige Frau; seit zwei Jahren wohnen wir hier; aber wir befinden uns ganz gut während des Sommers:

nur der Winter ist ein bischen hart, besonders seit mein Mann krank ist. — Dein Mann ist krank, und liegt in dieser Hütte? — Ja gnädige Frau. O Himmel! Ach! wie bin ich so glücklich, daß wir uns in diesen Wald verirrt haben, und daß der Zufall uns hieher führte. Indem sie dieses sagte, näherte sie sich der Hütte und trat mit ihren Damen hinein, aber nicht ohne Mühe, denn ihre Hüte mit Federn nöthigten sie, sich so zu bücken, daß die Unbekannte diese Stellung nicht aushalten konnte, und sich entschloß, in der Hütte sich zu knieen. Großer Gott! sagte sie, indem sie ihre thränenvollen Augen zu Michel wandte, wie ist es möglich, daß ihr seid zwei Jahren keine andere als diese Wohnung hattet! Habt ihr denn keine Hülfe in Forges gefunden? — O gnädige Frau, Forges ist so weit entfernt. — Ihr habt nur drei Stunden dahin. — Mein Mann ist seid anderthalb Jahren krank, ich konnte ihn nicht allein mit den Kindern zurücklassen, um eine so große Reise zu machen, besonders da es uns nicht ganz an Hülfe fehlt; man giebt uns Brod und Kartoffeln. Bei diesen Worten zog die Unbekannte ihre Geldbörse aus der Tasche; nimm, sagte sie zu Jakobine; diesen Abend werde ich euch holen lassen, und weil ihr diesen Ort liebt, so verspreche ich euch, daß ihr wieder hieher zurück kommen sollt. Aber ich verlange, daß ihr einige Zeit in Forges zubringen sollt; denn Dein Mann hat die Hülfe eines Arztes nothwendig.

Während dieser Rede betrachtete Jakobine die Goldstücke, welche die unbekannte Dame ihr gegeben hatte, und brach endlich das Stillschweigen. Weil Sie so gütig sind, gnädige Frau, sagte sie, so muß ich Ihnen gestehen, daß diese Goldstücke uns zu nichts dienen, man kennt sie nicht hier zu Lande. — Was Ihr habt noch nie Gold gesehen? — O ja doch! ich habe in der Kapelle von Bobek die Vergoldungen gesehen; aber goldene Münzen werden gewiß hier zu Lande nicht angenommen, denn ich habe noch nicht einmal davon sprechen hören.

Die unbekannte Dame betroffen von diesem Uebermaße der Armuth, wovon sie niemals eine Idee hatte, konnte ihre Thränen nicht zurückhalten. Indessen nöthigte sie Jakobine das Gold zu behalten, was sie ihr gegeben hatte; aber um sie zufrieden zu stellen, ließ sie ihr einige Thaler geben, welche mit eben so viel Freude als Dankbarkeit angenommen wurden. Dann verließ die Unbekannte mit den Damen welche sie begleiteten, die Hütte, sie stiegen in den Wagen, kehrten nach Forges zurück, und Michel und Jakobine waren von Freude und Bewunderung erfüllt. Sie sprachen von nichts anderm mehr als von der schönen Dame; und als sie am Abend noch von ihr sprachen, kamen Leute, welche von ihr abgeschickt waren, um sie nach Forges abzuholen. Vier Männer legten Michel sanft auf eine mit Matratzen belegte Tragbahre, und trugen ihn fort, während Jakobine mit

ihren fünf Kindern in ein gedecktes Wägelchen stiegen, welches mit ihnen hinterher fuhr. So kam denn die kleine Karavane gegen neun Uhr in Forges an. Man führte sie in ein Haus, wo sie Weißzeug und gute Betten fanden. Sobald Michél ins Bett gebracht war, verließ ihn Jakobine, um sich bei ihrer Wirthin nach Allem zu erkundigen. Nach Verlauf einer Viertelstunde kam sie zurück. Ach Michel! rief sie aus, Du wirst sehr verwundert seyn. — Ey, sage es geschwinde. — Die schöne Dame, weißt Du was das ist, eine Prinzeß. — Nein. — Nun die schöne Dame ist eine Prinzessin, und sie heißt noch dazu Herzogin, und sie hat auch noch einen andern Namen — aber ich habe den dritten Namen vergessen — endlich noch über alles dieses ist sie eine Verwandte des Königs. — Und doch hat sie deswegen nicht mehr Stolz. — O keineswegs — eine Verwandte des Königs, und hat einen so menschenfreundlichen Blick, eine so sanfte Sprache! Du würdest wohl niemals errathen, warum sie nach Forges gekommen ist? Sie ist da um ein gewisses Wasser zu trinken. Und weißt Du auch, daß ihr doch etwas fehlt, was wir haben? sie hat keine Kinder, und möchte so gerne welche haben — ich will aber auch eine neuntägige Andacht verrichten, um den lieben Gott zu bitten, daß er dieser lieben, guten Dame eine schöne Familie gibt, welche ihr Glück vollenden wird.

Die Wirthin unterbrach dieses Gespräch, indem sie ihnen ein sehr gutes Abendessen brachte. Michel und seine Frau hatten wohl ehemals schlechten Apfelmost, aber nie Wein getrunken. Nun tranken sie ihn zum erstemal, und zwar auf das Wohl ihrer Wohlthäterin.

Jakobinens Kinder konnten gar nicht satt werden, all die für sie so neuen und schönen Gegenstände zu betrachten, die sie in einem so bequem eingerichteten Zimmer fanden, und von deren Anwendung sie sich gar keinen Begriff machen konnten. Nach dem Essen legten sich Alle und dankten Gott und baten ihn tausendmal ihre junge und schöne Gönnerin zu segnen.

Den andern Morgen ward Jakobine durch eine Nätherin geweckt, welche kam, um von ihr und ihren Kindern das Maß zu nehmen, indem sie sagte, daß die Prinzessin ihr befohlen habe, für sie und die ganze Familie Hemden und Kleider zu machen. Wirklich erhielt Jakobine nach einigen Tagen die vollkommenste Ausstattung. Strümpfe, Schuhe, Hauben, Hemden, kleine Halstücher, Röcke, Leibchen, Schürzen, nichts war vergessen. Jakobine überließ sich einer Freude, welche um so reiner war, da die Gesundheit Michels sichtlich hergestellt wurde. Die thätige Sorgfalt des Arztes, eine gesunde Wohnung, eine gute Nahrung hatte schon eine überraschende Besserung gewirkt, und nach Verlauf von drei Wochen war er im Stande aufzustehen und in seinem Zimmer herum zu gehen.

Gegen diese Zeit ließ die Prinzessin Jakobine zu sich kommen, und nachdem sie sich freundlich mit ihr unterhalten hatte, gab sie ihr einen Bund Schlüssel: Hier, sagte sie zu ihr, sind die Schlüssel zu Deinem Hause und zu Deinen Schränken; gehe nach Hause, meine gute Jakobine; morgen werde ich in der Frühe kommen Dich zu besuchen, und ein Frühstück von Dir verlangen. Jakobine, bestürzt bei dieser Rede, stammelte einige Worte, und nahm die Schlüssel mit alberner Miene an, indem sie nicht glauben konnte, daß sie ein Haus und Schränke habe, noch daß die Verwandte des Königs kommen könnte, um bei ihr zu frühstücken. An dem nämlichen Tage wurden Michel, Jakobine und ihre Kinder wieder in die Einöde zurück geführt, wo man sie gefunden hatte. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie auf dem Platze, wo ihre Hütte von Baumästen gestanden hatte, ein schönes Häuschen fanden, welches in der Mitte eines großen Gartens stand. Die Kinder erhoben ein Freudengeschrei. O mein Gott! sagte Jakobine und faltete die Hände, was haben wir gethan, um ein so großes Glück zu verdienen? Der Wagen hielt an der Thüre, man führte die Einsiedler in ihre Wohnung, welche aus zwei hübschen Zimmern, einer kleinen Küche und einer Holzlage bestand, die mit allem angefüllt waren, was in einer Haushaltung nothwendig ist. Das Wohnzimmer hatte einen Kamin, und die Einrichtung bestand aus zwei guten Betten mit Vorhängen von

feinem Kattun, zwei hölzernen Tischen, vier Strohstühlen, zwei guten Lehnstühlen und einem großen Schranke. Jakobine nahm ihren Bund Schlüssel und öffnete den Schrank; sie fand darin zwei vollkommene Anzüge für ihren Mann, eben so viel für sich und für ihre fünf Kinder; dann Hemden, Strümpfe, Hauben, und überdies Bettt-Tücher, Tisch-Tücher und eine große Menge Flachs zum Spinnen. Als Jakobine ihren Schrank durchsucht hatte, führte man sie in den Garten, der schon ganz mit Gemüse bepflanzt war, hernach zeigte man ihr einen kleinen Hühnerhof, in welchem zwanzig Hühner lustig ihr Futter aufpickend herum liefen; endlich öffnete man ihr einen Stall, worin zwei schöne Kühe standen, und man sagte ihr, daß sie eine kleine Wiese besitze, welche eine halbe Viertelstunde von ihrem Hause entfernt liege. Jakobine glaubte zu träumen. Wie, sagte sie zu ihrem Manne, wir sind reicher als unser seliger Herr, der gute Anselm war! — Seine Strohhütte war im Vergleiche mit diesem Hause nichts als ein verfallenes Gemäuer. Unser Garten ist zweimal größer als der seinige war! — O Michel! wir dürfen aber auch niemals unsere Hütte von Laub vergessen; vorzüglich im Winter, wenn wir mit unsern Kindern um das Feuer versammelt sind, um immer dem lieben Gott aus vollem Herzen zu danken. Indem sie so sprach, flossen Thränen aus Jakobinens Augen; Michel weinte ebenfalls mit inniger Rührung, und beide umarmten und küßten ihre Kinder,

und empfingen ihre Liebkosungen mit einer Freude und einem Vergnügen, welches sie noch nie empfunden hatten, obschon sie dieselben immer zärtlich liebten.

Jakobine konnte die Nacht kein Auge schließen. Sie hatte eine brennende Lampe auf dem Kamin stehen, und sie brachte die ganze Nacht damit zu, ihr Zimmer und ihre Möbeln zu bewundern, zu beten für sich und ihre erhabene Wohlthäterin. Bei dem Anbruche des Tages stand sie mit ihrem Manne auf; sie gingen, ganz von der Freude ihres Glückes erfüllt, wiederum in die Küche, in den Garten und in den Stall. Hernach kleidete Jakobine die Kinder an, sie schmückten sich alle mit ihren schönsten Kleidern, und Jakobine bereitete das Frühstück. Sie breitete über den Tisch ein ganz neues Tischtuch aus, setzte zwei hölzerne Schüsseln mit Milch auf, gutes schwarzes Brod, frische Butter und einen Korb mit frisch gepflückten Haselnüssen; dann erwartete sie die gute liebe Dame mit eben so viel innerer Bewegung als Ungeduld. Um eilf Uhr kam der älteste Knabe, welcher an der einen Seite des Waldes als Schildwache ausgestellt war, herbei gerannt, um anzuzeigen, daß er den Wagen der Prinzessin von weitem gesehen habe. Da reichten Michel und Jakobine, mit einer unaussprechlichen Bewegung und fast hörbaren Herzschlägen, sich die Hände, um ihrer hohen Gönnerin entgegen zu eilen. Michel, noch sehr schwach auf den Beinen, betrübte sich, daß er nicht schneller gehen konnte; die Kinder wollten voraus laufen, und stürzten mit

großem Lärm zur Thüre hinaus. Der Vater und die Mutter riefen sie zurück, und waren zum erstenmale genöthigt, sich über ihren Ungehorsam zu beklagen.

In dem Augenblicke als die Einsiedler an der Thüre ihres Gartens ankamen, stieg die junge Prinzessin aus ihrem Wagen. Jakobine und ihr Mann, in Thränen gebadet, warfen sich ihr zu Füßen; und indem Jakobine auf Michel deutete, sagte sie mit halb erstickter Stimme: O gnädigste Frau! er ist geheilt; er kann gehen! Hier sind unsere Kinder, welche nicht mehr von der Kälte leiden müssen; hier ist unser Haus, wo wir uns im Winter eben so gut als im Sommer befinden werden. Ihnen danken wir dieses alles; nur allein der gute Gott kann Sie belohnen; denn wir, ach! wir könen nicht einmal danken. Ein Strom von Thränen unterbrach diese Worte. Die tugendhafte und reizende Fürstin weinte vor Rührung und Freude mit Michel und Jakobine. Sie hob letztere auf, nahm sie am Arme, und trat mit ihr in das Haus. Man kann wohl denken, daß sie das Frühstück herrlich fand, daß sie mit ihnen im Garten spazieren ging. Um halb Ein Uhr verließ die Fürstin die Einsiedler, und als sie in Forges ankam, dachte, sie mit eben so viel Vergnügen als Rührung daran, daß es keinen Stand und keine Klasse von Menschen gibt, wo man nicht erhabene und edle Gefühle findet, denjenigen gleich, welche ihr selbst so vorzüglich eigen waren. Die Maurer, welche das

Haus für Michel und Jakobine gebaut hatten, waren gerührt von einer so edlen Handlung, die das Glück einer Familie so ganz sicherte, und wollten, so viel als es ihnen möglich war, Theil daran haben. Sie arbeiteten Tag und Nacht an dem Hause, und als es vollendet war, weigerten sich alle einmüthig die Bezahlung anzunehmen, die man ihnen bot. Es war unmöglich, sie dahin zu bringen, daß sie nur die kleinste Belohnung angenommen hätten, und man konnte sie nur dadurch bezahlen, daß man sie sogleich mit einer andern Arbeit beschäftigte, für welche man ihnen die Summe, welche sie verlangten, doppelt bezahlte.

Meine gute Auguste wird nun auch gerne wissen wollen, welchen Eindruck diese kleine Geschichte auf meine Zöglinge gemacht hat. Eugenia fiel mir gerührt um den Hals indem sie sagte: »O »Tante Klara! wie glücklich bin ich darüber, daß »die armen Kinder der guten Jakobine nicht mehr »frieren müssen, und nun auch in einem erwärmten »Zimmer wohnen, und gekleidet sind; o was ist das »entsetzlich, so in Lumpen gehüllt, die sie gar nicht »bedeckten!« — »Ach!« rief Theodore aus, »wie »lieb' ich diese edle Fürstin! die so gut und so hülfreich den armen Michel wieder herstellen ließ, »der so lange litt.« »Und,« sagte Erlinde, »wie »hat sie die guten Leute so reich gemacht!« Ludmilla: »Ich bewundere in dieser Erzählung die »Handwerker am meisten, die oft selbst sehr bedürftig,

»genöthigt sind, ihr Brod durch Arbeit zu verdienen,
»und hier doch so großmüthig jede Belohnung aus-
»schlugen; ist das nicht ausserordentlich Tante Clara?«
»Allerdings, meine Liebe. Dies ist ein herrlicher
»Zug der Erhabenheit im menschlichen Gemüthe,
»welcher das Auge gen Himmel zieht, denn von dort
»her stammt alles Gute in uns. Aber auch nicht
»übersehen und bewundern müssen wir, wie der gute
»Gott es fügte, daß die Fürstin in diese Einöde kam,
»und wie die große Wohlthat die sie den Armen hier
»auf eine so überaus menschenfreundliche, edle Art
»erzeigte, vielfältigen Segen verbreitete, da ihr er-
»habenes Beispiel eine so herrliche Nachahmung fand,
»und zwar bei Menschen, die gewöhnlich nicht so
»leicht gerührt und ergriffen werden. Darum ist es
»besonders gut und nothwendig, daß Menschen, welche
»das Schicksal anf eine höhere Stufe gestellt hat,
»durch erhabene Handlungen den Andern als herrli-
»ches Beispiel vorleuchten — denn die Blicke Aller
»sind auf dieselben gerichtet — und wie Seegen ver-
»breitend ist nicht die Nachahmung solcher Tugenden.«

Nun hatten die Kinder noch viel unter sich zu plaudern über die schöne Herzogin; die kleine Klotilde wünschte sie nur zu sehen. Victorine äusserte den Wunsch, ihr Bild malen zu können, besonders in dem Augenblicke, wo sie die kleine Hütte erblickt und eine tiefe Bewegung von Mitleid sich gewiß in ihren Zügen aussprach! Natalie hätte gerne den Garten und die Hühner gesehen und so gab es hundert Wünsche.

Da nun der Regen gänzlich nachließ und selbst ein reines Blau wieder durch die sich etwas erhellenden Wolken drang, so beschloß ich, die Kinder doch noch ein wenig ins Freie zu führen. — In einem Augenblick war alles bereit und ich mit meiner lustigen Jugend schnell in der frisch grünenden Lindenallee. Obschon wir nur noch eine halbe Stunde im Freien seyn konnten, so waren die Kinder doch recht heiter, und hatten noch viel über meine Erzählung einander mitzutheilen. — Bald kamen sie Alle nach einander zu mir nnd baten mich um eine Berücksichtigung ihrer Ansichten über dies und jenes und so rückte die Stunde des Abendessens nur zu schnell herbei und Nachts gingen doch Alle heiter zu Bette, obschon die vorgehabte Parthie zu Wasser geworden war.

Endlich scheint das Wetter günstig, und der heutige Recreationstag wird in Grünwiesen gefeiert. Kaum glaubte ich die gewöhnliche Ruhe am Tische während dem Mittagessen erhalten zu können. Die Meisten wollten nicht essen, die Freude hatte sie gesättiget. Nur Thekla, Selena und Klotilde, die es mit dem Essen halten, ließen sich ihre Milchspeise vortrefflich munden.

Jetzt war die Stunde des Aufbruchs, das heiterste Wetter begünstigte unser Vorhaben. Einer der Lehrer, Herr K. begleitete uns. Wir hatten wohl eiue Stunde Wegs bis nach dem fürstlichen Lustschlosse. Ein herrlicher Weg beschattet von

blühenden Kirschbäumen führt von der Stadt nach Grünwiesen.

Dort erfreuten sich die Mädchen vorzüglich über die schönen Gold- und Silberfasanen, wie auch über das große Vogelhaus mit seinen lustigen Bewohnern, die so viele es auch sind, jeder seiner Weise getreu, mit ihren reinen Kehlen, in vielfachem Gesang, die Luft erfüllen.

Eine Strecke weiter auf der Anhöhe — welche herrliche Aussicht! Dann in das Thal herabkommend zu der schönen Parthie von den seltsamen Kräutern, Blumen und Pflanzen, botanisirten wir mit Herrn K. und die Mädchen brachten, wozu Herr K. die Erlaubniß des Gärtners eingeholt hatte, eine hübsche Ausbeute mit nach Hause. Denn Du mußt wissen, meine liebe Auguste, daß die Kinder schon recht schöne Sammlungen von Pflanzen haben, und bei jedem Gang ins Freie, wenigstens eine Kleinigkeit für die Sammlung gewonnen wird.

Nun gings über die große bunte Wiese den Bach entlang, an dessen Ufer eine große Menge Enten aus den entferntesten, fremden Ländern herstammend, darunter manche von den auffallendsten Gestalten, in glänzenden Sonnenschein ihr buntes Gefieder trockneten, und ihres Lebens sich erfreuten. Als wir in die Nähe des Badhauses kamen, da schwammen die zwei schwarzen und die sechs weißen Schwäne uns entgegen. Eben sah ich mich mit Bedauern um, da ich vergessen hatte für die Schwäne etwas mit zu nehmen, als schon die kleinen Händ-

chen der meisten meiner Zöglinge eifrig bemüht waren, das für diesen Zweck heimlich mitgenommene Brod ihnen mitzutheilen. Zuletzt, als der kleine Brodvorrath zu Ende war, schwammen die guten Thiere, so lange der Weg uns längs des Baches hinführte, noch mit uns — was die Kinder unendlich erfreute. Nun kamen wir an die Quelle, die in der schattigen Gegend aus dem Felsen hervor springt. Einige der größern Mädchen, Ida, Theodora, Ludmilla und Laura stiegen über die Felsen hinauf; gerne wären die Kleinen auch gefolgt, aber man gleitet so leicht aus, da die Steine durch das Sprudeln des Wassers etwas glatt sind, deswegen behielt ich sie an meiner Seite. Es gewährte einen hübschen Anblick, die frischen, blühenden Mädchen in reinem Weiß gekleidet, durch die hohen Felsstücke wandeln zu sehen.

Während wir noch den fürstlichen Throntempel ansahen, hatte die Wirthin uns Tische und Stühle auf die Wiese gebracht, und hier nahmen wir unsere Milch und weißes Brod, nicht nur mit gutem Appetit, sondern auch mit fröhlicher Heiterkeit ein und ich wünschte Dich meine Auguste auch an meine Seite.

Die Heimkehr, war, obschon die Jüngern meiner kleinen Heerde erwas ermüdet waren, doch nicht minder heiter. Ein erquicklicher Schlaf stärkte sie in der darauf folgenden Nacht, zu neuer Thätigkeit und erhöhtem Fleiß für den andern Morgen.

Eine meiner Zöglinge, ich will Dir sie nicht nennen, denn schon sehe ich sie auf dem Wege der

Besserung (sie bereute schon aufrichtig ihre Fehler) bekam vom Hause einige neue, sehr hübsche Kleider geschickt. Ihre Verwandten, die sie hier in der Stadt hat, lassen sie öfters Sonntags holen und man beging dort die Thorheit, sie in ihrem Putz mehr zu loben, als man wirklich mit Wahrheit konnte. Da sie noch in einem Alter ist, wo sie wahres und falsches Lob nicht unterscheiden kann, so machte dies, weil es öfter geschah, sie so eitel, und dabei so neidisch, daß sie nicht ertrug, wenn ein anderes Kind etwas schöneres hatte, als sie. Diese Entdeckung machte mir wirklich bange für das Herz meines kleinen Zöglings; allein mit meiner Aufmerksamkeit und mit Strafe gelang es mir, diesen Fehler fast gänzlich zu tilgen. Du möchtest diese Strafe gerne kennen lernen? Nun so höre: Vor allem schickte ich diese Kleider, worauf sie so eitel war, an ihre Mutter zurück, und bat dieselbe, mir dagegen zwei von dem geringsten und einfachsten Zeuge zu schicken. Als die Kleider ankamen, nahm ich die Kleine allein auf mein Zimmer, und sagte ihr, indem ich ihr die Kleider zeigte, aus welchem Grunde sie die beiden andern verloren hätte. — Ein Strom der bittersten Thränen war ihre Antwort. Ich versprach ihr, wenn sie sich bessere, wenn ich weder Eitelkeit noch Neid an ihr mehr bemerke, so solle es Niemand erfahren; wenn sie aber wieder einmal eines der andern Kinder wegen seinen Kleidern anfeinde, dann würde ich sie nicht mehr schonen. Uebrigens müsse sie diese Kleider tragen, bis ich keinen

Rückfall in ihren alten Fehler mehr zu befürchten habe; nun hänge es also nur von ihrem Benehmen ab, ob sie bald wieder jene Kleider tragen dürfe, und schon glaube ich, daß ich bald darum werde schreiben können.

In dieser Woche lernten mit ausgezeichnetem Fleiße, Ludmilla, Mimili und Mira; und da ich Sonntags gewöhnlich ausfahre, so nehme ich heute diese drei zur Belohnung ihres Fleißes mit, indeß die andern, welche keine Verwandte oder Bekannte in der Stadt haben, und also nicht geholt werden, unter der Aufsicht einer Lehrerin zu Hause im Garten sich erfreuen.

Da ich für den Abend zu Frau von R. zum Thee gebeten war, und ich von ihr die Erlaubniß habe, meine fleißigen Zöglinge mit zu ihren Töchtern bringen zu dürfen, so fuhren wir im Rückwege sogleich dahin.

Frau von R. ist eine sehr geistvolle Frau — und eine vorzügliche Erzieherin, was sie an ihren Töchtern beweißt — die wohl eine Gouvernante haben, deren Erziehung sie aber stets selbst leitet. Obschon das Glück sie hoch stellte, und ihr Rang es fordert, sie also das Haus voller Dienerschaft hat, so müssen die Töchter sich doch immer selbst, ja meist auch die Mutter bedienen. Auch müssen sie alle Arbeiten, die einem Mädchen nur immer zukommen, und die ihrem Alter anpassend sind, verrichten, vorausgesetzt, daß häusliche Beschäftigungen

sie in ihren Lehrstunden nicht hindern, denn in den Jahren, wo junge Leute noch des Unterrichts bedürfen, geht derselbe allem vor, da jede Störung in demselben nur schwer zu verbessern ist.

Eine solche vernünftige Erziehung ist auch das höchste Gut, was eine Mutter ihren Töchtern geben kann. Welche Liebe herrscht aber auch hier zwischen Mutter und Kindern! Darum bringe ich meine Zöglinge so gerne in dieses Haus, wo eine so vorzügliche Mutter so liebevoll waltet.

Du, meine gute Auguste, magst mich wohl hierüber recht leicht verstehen, wenn ich Dir eine Mutter als vortreffliche Erzieherin schildere, indem Du den Blick auf die eigene Mutter heftest, und ihrem regen Walten kindlich liebevolle Aufmerksamkeit weihest.

Monate verstrichen, und es ward mir keine Stunde, hier in diese Blätter etwas einzeichnen zu können. Was mich abhielt, meine theuere Auguste, weißt Du aus den Briefen, die ich Deiner Mutter zusandte.

Viel Gutes habe ich Dir zu sagen; was besonders mein Herz befriedigt, ist, daß Elvira sich in kurzem sehr gebessert hat. Sie, deren Nachlässigkeit mir oft so viel zu schaffen machte, ringt jetzt mit den Eifrigsten um den Preis des Fleißes, und machte daher seit einigen Monaten in verschiedenen Lehrgegenständen bedeutende Fortschritte. Auch ward mir die Freude, einige überraschende Züge von Herzensgüte und Weisheit des Gemüthes in ihr zu entdecken,

die bisher ganz schlummerten, mich aber nun mit schönen Hoffnungen für ihre Bildungsfähigkeit erfüllen. Sehr fleißig haben überhaupt diese Zeit hindurch meine Zöglinge gelernt; es gab manche Belohnung, seltener Strafen. Da ich ihnen heute wieder eine kleine Geschichte erzählte, die so manches Lehrreiche enthält, so nahm ich mir vor, sie auch Dir, mein theures Kind, mitzutheilen:

Zweite Erzählung.

Die kindliche Werkstätte.

Ein sehr reicher Kaufmann in H. heirathete ein Mädchen von gleichfalls bemittelten Eltern, die mit einem, an dem Weibe so vorzüglich zu schätzenden, häuslichen Sinn, eine Menge höhere Kenntniße verband, und bei einer echt christlichen Frömmigkeit nur darnach strebte, ihre Pflichten mit gewissenhafter Treue zu erfüllen. Mehrere Jahre verstrichen in ungestörter Ruhe, in dem schönen häuslichen Glück einer unausgesetzten Thätigkeit. Herr Steinhof, so hieß dieser Kaufmann, besaß ein beträchtliches Vermögen, es ward ihm daher leicht, mit seinen umfassenden Kenntnissen sich in die größten Unternehmungen zu wagen; da auch das Glück ihm günstig war, so wuchs sein Reichthum täglich mehr an, und nichts fehlte zu dem Glücke des Herrn und Madame Steinhof, als daß der Himmel sie mit Kindern segnen möge. Bald ward ihnen auch diese Freude. In einigen Jahren beschenkte sie der liebe Gott mit drei wohlgestalteten Mädchen, wovon die

älteste Adele, die zweite Berthilde und die jüngste Melanie hieß. Nun erst war das Glück dieser jungen Eheleute vollkommen. Der Mutter liebstes Geschäft war die Pflege ihrer drei Kinder. Alle Augenblicke, welche sie den häuslichen Geschäften nur abgewinnen konnte, brachte sie bei ihren Kindern zu. Immer hatte sie denselben etwas nützliches zu lehren; und man konnte sagen, daß auch die Stunden, in denen sie die Kinder um sich spielen ließ, Unterrichtsstunden wurden, denn stets wenn sie bei der Mutter waren, hatten sie immer wieder etwas Neues gelernt. Der Mutter Frömmigkeit ward ihren Kindern bald auch durch deren Beispiel und weise Lehren eigen; und so wuchsen sie denn heran, zur Freude ihrer Eltern und zur Bewunderung der Andern. Adele und Berthilde hatten beide schwarze Haare, Melanie aber war blond. —

Die vernünftigen Eltern dieser drei Mädchen waren vorzüglich dahin bemüht, ihre Töchter bei einer vortrefflichen Erziehung, in allen Kenntnissen, welche man in unsern Tagen von einer höhern Bildung fordern kann, unterrichten zu lassen. Doch war ihnen das nicht genug; die vortreffliche Mutter sagte oft: «Meine Mädchen sollen nicht nur lernen, »um ihre Pflichten als Hausfrauen und Mütter »einst zu erfüllen, und sich und Andere mit ihrem »Wissen zu erfreuen, sondern sie sollen lernen, um »einst auch sich selbst ernähren zu können.« Viele ihrer Bekannten fanden bei einem so großen Reichthume diese Vorsicht überflüssig, und wußten sich

nicht wenig darauf zu Gute, daß sie ihre Töchter nicht mit einer so übertriebenen Sorgfalt, wie sie es nannten, beläſtigten. Besonders die Schwester von Madame Steinhof, die ebenfalls an einen Kaufmann, Namens Waldberg, verheirathet war, verzärtelte ihre einzige Tochter Lilli, indem sie glaubte, eine zu große Anstrengung könnte deren Gesundheit gefährden, und da sie gleichfalls sehr reich war, hielt sie es für eine Thorheit, mit solcher Aengstlichkeit für die Zukunft besorgt zu seyn.

Adele, Berthilde und Melanie waren nun in dem Alter von sechzehn, fünfzehn und vierzehn Jahren; sie hatten jetzt die nöthigen Kenntnisse meist erlangt, da drang denn die Mutter darauf, daß eine jede der drei Mädchen sich eine Beschäftigung nach Talent und Geschmack wählen solle, welche sie so erlernen und treiben müsse, um einstens ihren Lebensunterhalt damit gewinnen zu können. Adele wählte Damenputz machen, Berthilde Spitzen klöppeln, Melanie aber Porzellan malen. Nun fuhr Madame Steinhof sogleich mit ihren Töchtern aus, und brachte Adele zu der geschickten Madame Ph.... die die künstlichen Blumen den natürlichen am ähnlichsten zu machen wußte, und überhaupt in allen Putzarbeiten, in der großen Stadt H. den Vorzug vor allen andern hatte. Da nun eben vor kurzem eine sehr anständige Familie aus Brüssel, wo man die herrlichsten Spitzen verfertigt, nach H. gezogen war, so brachte sie Berthilde zu dieser, und mit Melanie fuhr sie bis ans Ende

der Stadt, wo die berühmte Porzellan-Fabrik der Madame D. ist. Hier unter ihrer Anleitung lernte Melanie mit Eifer und Fleiß, wie ihre beiden älteren Schwestern, nach dem Wunsche ihrer liebevollen Mutter, was sie einmal gewählt hatte.

Morgens und Nachmittags fuhren die drei Mädchen alltäglich in ihre Werkstätten. Als nun das Jahr zur Neige ging, trat einmal Herr Steinhof mit verstörter Miene in das Zimmer seiner Frau, und sagte ihr, er habe eben die Nachricht von seinem Geschäftsführer in E. erhalten, daß ein Schiff gescheitert sei, welches sein Eigenthum war, und den größten Theil seines Vermögens ausmachte. Bestürzt wankte die gute Frau zu einem Stuhl, ihr erster Gedanke waren ihre drei Töchter, allein sie dankte Gott, der sie leitete, daß sie ihre Töchter auch für eine harte Zukunft erzogen hatte. Uebrigens blieb ihnen auch noch ein Theil ihres Vermögens; mit weiser Sparsamkeit, die sie ohnedieß in ihrem wohlgeordneten Hauswesen stets übte, getraute sie sich schon noch die Bedürfnisse ihres Haushaltes befriedigen zu können.

Aber das Unglück kam noch stärker. Nicht lange nachher brach bei einem bedeutenden Kaufmanne in H. ein Bankerott aus, und hiedurch verlor Steinhof noch den Rest seines Vermögens. Er überlebte diese doppelten Schläge des Schicksals nicht lange, und sein Tod erschütterte die unglückliche Familie mit dem tiefsten Schmerze. Doch wurde mit klarer Besonnenheit der fernere Lebensplan entwor-

fen. Die drei Mädchen traten sogleich bei ihren Lehrerinnen in Arbeit, und schützten dadurch die Mutter vor jeder Noth, die Alles, auch das Letzte verkauft hatte, um damit alle Gläubiger zu befriedigen. Hierauf bezog sie eine kleine Miethe. Die fleißigen Mädchen erwarben durch angestrengten Fleiß für das kleine Hauswesen sogar einen gewissen Wohlstand. Waldberg, welcher ebenfalls mit in den Bankerott verwickelt war, und gleiche Verluste erlitten hatte, trat in neue Unternehmungen, die ihn von H. entfernten. Wären die drei Mädchen nicht gewesen, so hätte Madame Waldberg mit ihrer Tochter, die für nichts Bestimmtes unterrichtet war, und durch ihre Verzärtlung, bei den nun so häufigen Entbehrungen aller Bequemlichkeiten, sehr oft kränkelte, in der bittersten Armuth darben müssen. Allein die guten Mädchen und deren vortreffliche Mutter nahmen die Tante mit ihrer Tochter zu sich, und schützten sie vor jedem Mangel. Die Mädchen fühlten sich so glücklich, für die Mutter, für die Tante, für Lilli zu arbeiten, sie hatten alle drei ihre Beschäftigungen so lieb gewonnen, und nach vollendeten Tagwerk eilten sie freudig der Mutter in die Arme, die sie liebkosend nach der Reihe an sich drückte, und über die Liebe und Heiterkeit der frischen blühenden Mädchen die ganze Härte ihres Schicksals vergaß.

So verflossen dieser edlen Familie einige Jahre unter häuslicher Eintracht und Liebe. Die unermüdete Thätigkeit der drei vortrefflichen Töchter erwarb hinlänglich den nöthigen Betrag ihres Hauswesens,

so daß die gute Madame Steinhof auch nicht die kleinste, ihrer früher gewohnten Bequemlichkeiten opfern mußte, nur die Mädchen entbehrten mit heimlicher Freude, da sie es der Mutter zu verbergen wußten, so manches, was sie, als sie noch im Glücke lebten, nicht missen zu können glaubten. Durch diese freiwillige Entbehrung blieb auch noch etwas übrig, um ihrem Sinne für Wohlthätigkeit Genüge leisten zu können.

Zu dieser Zeit kam der einzige Sohn der Madame D., der seit sechs Jahren auf Reisen war, in seine Heimath zurück, und übernahm, da er nun fünf und zwanzig Jahre alt war, das sehr bedeutende Geschäft seiner Mutter. Schon bei seinem Eintritte in sein elterliches Haus fand er Melanie an der Seite seiner Mutter arbeitend; sie war nicht nur ein schönes, sondern auch, was weit mehr Werth hat, ein bescheidenes, frommes Mädchen, deren liebevolles Wesen den tiefsten Eindruck auf Theodors Gemüth machte. Seine Mutter, welche Melanie wie ihr eigenes Kind liebte, und keinen andern Wunsch hatte, als sie zur Tochter zu bekommen, obschon bei ihrem Reichthum und des Sohnes Vorzügen, die Reichsten und Angesehensten der Stadt ihn mit Freuden zum Schwiegersohne angenommen hätten, unterstützte seine Bewerbungen bei Mutter und Tochter, und letztere entschloß sich, obschon sie gleich eine innige Neigung für den jungen Mann empfand, — nur dann erst als Herr Waldberg zurück gekehrt, und seine Familie wieder selbst zu

erhalten im Stande war. Nun ward ihren beiden Schwestern es leichter, die Sorge für den Hausbedarf allein zu übernehmen, denn die Mutter durfte nichts entbehren.

Der erste frohe Tag seit dem Tode ihres zärtlich geliebten Gemahls, war für Madame Steinhof der Tag, an welchem Melaniens Vermählung gefeiert wurde. Allein noch waren nicht alle Leiden vorüber. Kurz nach diesem Feste erkrankte Theodors Mutter und starb in ihren besten Jahren. Nun hatte Melanie nur einen Wunsch, ihre Mutter an ihrer Seite zu haben, und da auch Theodor nichts Erfreulicheres kannte, so kam die Mutter, nachdem ihre beiden ältern Töchter auch sehr angesehene Heirathen machten, sogleich in Melaniens Haus — und lebte, umringt von ihren Kindern, die alle in derselben Stadt blieben, noch recht glückliche Jahre.

Nach Jahren noch war oft in der Familie die Sprache von der liebevollen Vorsicht der Mutter, die in den Tagen des Glückes, so wohlthätig für die Zeit der Trübsal wirkte; und süß war die Erinnerung für die drei jungen Frauen, die nun selbst Mütter waren, und ihre Kinder gleichfalls so vernünftig erzogen und bildeten, wie sie es von ihrer eignen guten Mutter gelernt hatten.

Kaum hatte ich diese Erzählung beendigt, da suchte Jede meiner Zöglinge ihre Meinung auf recht kindliche Weise darzuthun. Unter andern sagte Eu-

genia: »Tante Clara! o auch ich möchte etwas »so gut lernen, daß ich einst meinen Lebensunter= halt mir selbst erwerben könnte.« Ich: »Das »sollst Du auch, mein Kind, und da Du so viel »Talent, auch ein so vortreffliches Gedächtniß hast, »so würde es Dir, bei größerem Fleiß, ein leichtes »seyn, Dich in einigen Sprachen so zu bilden, daß »Du dann in der Folge förmlich Unterricht geben »könntest, und Dir, wäre es nothwendig, auf eine »recht anständige Weise, Dein Auskommen zu sichern »vermöchtest.« Eugenia sprang von ihrem Sitze auf, lief auf mich zu, und küßte mit zärtlicher Dank= barkeit meine Hand. — »O Tante Clara wie »danke ich Ihnen, daß Sie mich immer zum Fleiß »mahnten; ich werde mich bemühen, künftig einer »solchen Ermahnung nicht mehr zu bedürfen.« — Ich: »O Gute, bleibe Deinem Vorsatze treu, so »wirst Du auch ein glückliches Kind seyn. Denn »was ist süßer, als wenn wir uns sagen können: »wir haben unsere Pflicht erfüllt!«

Selma. »Ach Tante! aber da muß man »wohl viel arbeiten, bis man das viele Geld ge= »winnt, was man für das Essen braucht?«

Ich. »Ja mein Kind; Du mußt aber auch »wissen, daß wir nicht auf der Welt sind um zu »essen, sondern um zu arbeiten, denn wer nicht ar= »beitet soll auch nicht essen, und wir sollen nur es= »sen, um arbeiten zu können.« Erlinde kam denn auch leise heran und fragte: »Tante Clara, könnte »ich denn nicht auch etwas lernen, womit ich mei=

»nen Lebensunterhalt erwerben könnte?« — »Auch »Du, mein Kind; Du zeigst viel Talent zum Ma»len, ich glaube, Du wirst es, bei fortgesetztem Un»terricht, wenn Du es nicht an Fleiß fehlen läßt, »im Portrait malen weit bringen, was die kleinen »Versuche, die Du unter meiner Leitung schon mehr»mals machtest, beweisen.«

Eben hatte Theodora eine Arbeit beendiget, die sie mir freudig überreichte, denn es war ein Hemd für den armen Fritz, der in einigen Tagen kommen wird, es abzuholen. Theodora hat auch selbst, aus ihrer eigenen kleinen Kasse, die Leinwand dazu gekauft; denn da sie seit einem Monat nichts mehr verlor, und auch nicht aus Nachlässigkeit etwas zerrieß, so bekam sie eine kleine Zulage zu ihren Monatgeld, die sie sogleich, mit noch einem Theil ihrer Ersparniß, für den armen Knaben anwandte.

Es ist billig, Dir den kleinen Fritz näher zu bezeichnen, da auch Du, auf meine Bitte an Deine würdige Mutter, und noch dazu aus Deiner Sparkasse, einen Beitrag zu der Sammlung liefertest, die ich für den kleinen Waisen veranstaltete. Die Unglücksfälle, die den rechtschaffenen Aeltern des armen Fritz das Leben kosteten, kennst Du schon aus dem Briefe, den ich an Deine Mutter schrieb, aber noch weißt Du nicht, wo wir ihn fanden, und wie seine freundliche Dienstfertigkeit ihn bei uns einführte.

Als wir vor einigen Wochen einen Spaziergang nach einen nah gelegenen Maierhof machten,

führte uns der Weg über einen steilen Berg durch ein kleines Wäldchen, in dessen Dickicht man uns eine Quelle verhieß, deren reines Wasser vorzüglich stärkende Eigenschaften besitzt. Die Mädchen freuten sich schon an dem Hubertus-Brunnen sich zu erquicken; allein wir hatten vergeblich einen Theil des Wäldchen durchsucht, ohne denselben zu entdekken. Jetzt sahen wir einen kleinen freundlichen Knaben mit einem Körbchen voll Holz beladen, ermüdet von der höchsten Höhe herunter kommen und sich eine kleine Strecke von uns erschöpft niedersetzen. Einige der Kinder liefen zu ihm, nach der Quelle zu fragen, sogleich sprang er auf, nahm seine Bürde wieder auf die Schultern, eilte voran, uns die Quelle zu zeigen, welche auf der entgegengesetzten Seite lag, und wollte, ohne eine Belohnung abzuwarten, schnell davon gehen. Obschon er in Lumpen gehüllt war, die ihn nur nothdürftig bedekten, so hatte doch seine Art etwas so einnehmendes und sein blühendes Gesichtchen einen solchen Ausdruck von gutmüthiger Dankbarkeit, als ich ihm einige Groschen reichte, daß ich mit wahrer Theilnahme nach seinem Namen und Umständen fragte. Ach! und da erfuhren wir, daß der arme Fritz in einem Alter von acht Jahren einsam und allein, jeder Stütze beraubt, verlassen im Leben stehe. Der selbst sehr arme Hirte des nah gelegenen Dorfes, nahm ihn in seine Hütte auf, doch weiter vermag auch er ihm nichts zu geben. Sein Brod, und manchmal eine Suppe, erhielt er, wie Du schon

weißt, von der Mildthätigkeit der guten Dorfbewohner, wofür er kleine Dienste, wie sie seinem Alter nur zukommen, verrichten muß. Diese traurige Nothwendigkeit läßt dem armen Knaben außer den Stunden des Schulbesuches keine Zeit seiner großen Neigung zum Lernen nachzukommen. Dies sagte er unter vielen Thränen zu Thekla; sie hatte nämlich bemerkt, daß er viel Wohlgefallen an einem kleinen Buche bezeigte, welches ihr jetzt überflüssig ist, und bat mich um die Erlaubniß, es ihm schenken zu dürfen, nun verlangte sie er solle sogleich eine Stelle darin lesen und da gestand er weinend, daß er noch nicht ordentlich lesen könne. Als ich später Fritz zu uns rufen ließ um für seine Erziehung weiter Sorge zu tragen, fand ich so viel Eifer zum Lernen bei ihm, daß ich seit dieser Zeit, die für ihn gesammelte Summe dazu anwende, ihn von den bisherigen Beschäftigungen zu befreien, die seinen Fortschritten im Lernen, störend entgegen wirkten. Auch ist er jetzt schon recht anständig und reinlich gekleidet; die Kinder bestürmten ihre Aeltern mit mündlichen und schriftlichen Bitten. Da kam denn jeden Tag etwas für den kleinen Fritz von den Kleidern der Brüder der Mädchen. Das war ein Jubel als der ganze Anzug vollständig war! Jäkchen und Weste, Strümpfe und Schuhe, Alles war bereit, und der kleine Fritz, der jeden Sonntag seine Suppe bei uns erhält, war außer sich vor Freude, als er diese schönen Kleider aus den Händen der Mädchen empfieng. Eugenia und Er-

linde strickten die Strümpfe; Eugenia hatte ein kleines Geschenke an Geld von Hause erhalten, sie wollte sich ein Band, nach dem sie längst verlangt hatte, kaufen, aber als sie den armen Fritz sah, und hörte wie er gar nichts habe, da sagte sie: »Tante Clara! ich fühle jetzt, wie das Band mir »gar keine Freude machen würde, wenn ich des ar»men Fritz gedächte,« und sie bat mich dann um die Erlaubniß, dafür Baumwolle kaufen zu dürfen, um ihm Strümpfe zu stricken, was ich ihr mit Freuden zusagte. Nun sagte Erlinde: »O auch ich »bitte, daß ich Theil nehmen darf; ich werde, wenn »es Tante Clara erlaubt, mein künftiges Monat»geld dazu anwenden, und stricke dann mit Dir für »den armen Fritz.« Meine Zustimmung brachte die Freude auf den höchsten Gipfel; mit Eifer wurde an das Werk gegangen, und Stunden benützt, die sonst mit der Puppe ausgefüllt wurden.

Ach! meine gute Auguste, Du solltest nur sehen, wie sie sich alle bemühen, den armen Fritz zu erfreuen; jeden Tag spart eine andere der Mädchen von dem Obst oder etwas anderes vom Vesperbrod auf, und Ida muß es verwahren, bis er kömmt, wo er es eben so freudig empfängt, als es ihm aus den Händen der Mädchen dargereicht wird.

Bei allen Gelegenheiten denken die Kinder an unsern kleinen Schützling, und machen sich viel damit zu schaffen, sein Schicksal zu erleichtern; ich lasse sie gerne gewähren, wo es nur immer seyn kann. Auf diese Art genießen sie viele Freude von

ihren kleinen Wohlthaten, und lernen aus eigener Erfahrung die Süssigkeit kennen, die so vorzüglich im Geben und Helfen, liegt, und welche unser Herz empfindet, wenn wir Andere beglücken, und unser Gemüth mit Seligkeit erfüllt.

Seit einigen Tagen hatte ich schwere Pflichten zu üben, ich war leider öfter genöthigt zu strafen, wobei mein Herz immer leidet. Selma machte mir zweimal den Verdruß, sie in in ihren alten Fehler zurück fallen zu sehen, nämlich sie zeigte sich als eine Lügnerin. Ihre Strafe die sie dafür bekam, war, daß sie einen schönen Spaziergang den wir machten, nicht theilen durfte, und diese Stunden mit einem schriftlichen Aufsatze ausfüllen mußte, über die schönsten Tugenden des weiblichen Gemüthes. O gleiche doch Selma meiner Theodora, welche die Wahrheitsliebe in so hohem Grade besitzt und übt, und dadurch eine wesentliche Eigenschaft des wahren Menschenwerthes erlangt hat.

Ich weiß, auch Dein Streben wird es seyn, Dir dieses Lob zu erringen, und ich hoffe, Du wirst Dir kein Vergehen gegen die Wahrheit zu Schulden kommen lassen, denn meine Auguste soll recht glücklich werden, und Du wirst es auch immer seyn, je mehr Tugenden Du Dir erwirbst, und zu thätiger Ausübung bringst, Glücklich seyn, unter allen Umständen des Lebens, ist die hohe Weisheit, die nur Wenigen offenbar wird. Das Glück muß aber in uns gegründet seyn, es ruht stets in der Seele, welche die Frömmigkeit liebt, welche Zufriedenheit

besitzt, welche die Demuth übt, und aus Liebe ihrem Nebenmenschen manches Opfer bringen kann.

Um einer allzugroßen Empfindlichkeit des Eckels für so manche menschliche Gebrechen zu begegnen, die ich an meinen Zöglingen mit Besorgniß gewahre, habe ich ihnen in einer lehrreichen Erzählung ein schönes Beispiel frommer Uebung christlicher Liebe vor die Augen gestellt, die sie Alle mit dem Wunsche edler Nachahmung belebte. Auch Du, meine gute Auguste, sollst diese Erzählung hören, sie wird Dein Herz rühren, und mit Bewunderung erfüllen.

Dritte Erzählung.

Die kleine Waise.

Rosamunde war die glückliche Mutter zweier sehr liebenswürdiger Töchter; die ältere, Elise, war schon verheirathet, sie hatte nur die jüngere, Felicie genannt, bei sich, aber sie lebte in derselben Stadt, wo ihre Elise war, und sie machten nur eine Familie aus. Bald ward aber der süße Friede dieser glücklichen Familie gestört, da Rosamunde anfing zu kränkeln. Die Aerzte verordneten ihr das Bad von Bristol, und sie entschloß sich, mit ihrer Felicie diese weite Reise zu unternehmen. Da sie nicht die Vorsicht gehabt hatte, sich dort eine Wohnung zu bestellen, so war sie bei ihrer Ankunft genöthigt, ein Zimmer zu nehmen, welches nur durch eine Bretterwand von einem schon be-

wohnten Zimmer getrennt war. Sie hörte in diesem Zimmer immer ächzen, und erkundigte sich, wer denn darin wohne? Die Wirthin sagte ihr, eine Engländerin bewohne es, welche an einem Zehrfieber hart darnieder läge, sie sei Wittwe. Ihr Mann, welcher wegen dieser Heirath, da sie kein Vermögen hatte, von seiner Familie enterbt worden war, sei vor einiger Zeit gestorben, und hätte ihr nichts als eine Leibrente hinterlassen, was um so trauriger wäre, da sie ein äußerst liebenswürdiges Kind von fünf Jahren in dem hülflosesten Zustand zurück lassen müsse. Die Wirthin wußte noch so viel Liebes von dem Kinde zu reden, daß Rosamunde den ganzen Abend bis sie zu Bette gingen, mit ihrer Tochter nichts anders, als von dem Kinde sprach. Die dreizehnjährige Felicie war bald in den süßesten Schlaf versunken. Rosamunde konnte nicht schlafen, ihr edles, theilnehmendes Herz war unruhig bewegt, sie gedachte des Schicksals der Engländerin; eben wollte sie einschlafen, als sie heftige Bewegungen im anstoßenden Zimmer vernahm. Sie stand leise auf, nahm die Lampe vom Tische, ging durch das Vorzimmer in welchem ihre Jungfer schlief, und sagte ihr, wenn Felicie erwachte, solle sie ihr nur sagen, sie kehre gleich wieder zurück. Als sie auf den Gang heraus trat, öffnete sich die Thüre der Engländerin und die Kammerfrau derselben stürzte heraus, indem sie ausrief: »Es ist vorüber, sie ist todt!« »Und das »Kind?« fragte Rosamunde. »Es schläft ruhig »neben dem Bette seiner todten Mutter,« erwiederte

die Kammerfrau: »ach! es kann die Größe seines »Verlustes noch nicht fassen; die Kleine ahndet noch »nicht, welch' ein schreckliches Schicksal ihr diese »Stunde bereitete.« »O kommen Sie,« sagte Rosamunde, »daß wir die arme Kleine diesem schreck»lichen Orte entreißen.« Bei diesen Worten ging sie leise in das Zimmer, wo die kleine Betty noch jetzt süß schlief. Um an das Bett der Kleinen zu kommen, mußte sie vor dem Bette der Mutter vorüber gehen, sie warf einen schmerzlichen Blick auf die Leiche, näherte sich dem Bette des Kindes, welches in süßer Unschuld fest schlief, fiel vor des Kindes Bettchen auf die Kniee nieder, und gelobte der verklärten Mutter ihr Kind als ihr eigenes anzunehmen. Hierauf trug sie mit Hülfe der Kammerfrau die Wiege mit dem Kinde auf ihr Zimmer und sagte derselben, daß sie für das Kind als eine Mutter sorgen werde, worüber diese sehr froh war. Unterdessen war Felicie aufgestanden, Rosamunde sagte zu ihr: »Hier meine Tochter, liebe »dieses Kind wie Deine Schwester, ich nehme es »als Tochter an.« Felicie, die sehr erfreut war über die Güte ihrer Mutter, mit der sie die kleine Waise zu sich nahm, kniete an der Wiege des Kindes nieder, und betrachtete es mit Wohlgefallen. Da die Kleine des Morgens erwachte, sah sie sich verwundert um, und lächelte Rosamunde an, dann fragte sie nach der Mutter. Als ihr Rosamunde sagte, diese sey nicht mehr hier, fieng die Kleine bitter zu weinen an, Felicie wollte sie trö-

sten, aber Rosamunde sagte ihr: »Laß sie, diese »Thränen gehören ihrer verblichenen Mutter, sie soll »diesen so gerechten und natürlichen Schmerz empfin»den.« Als die kleine Betty angekleidet war, kniete sie nieder und betete also: »Guter Gott! gieb der »Mutter die Gesundheit wieder.« Rosamunde sagte: »Liebes Kind, die Mutter leidet nicht mehr.« »Sie leidet nicht mehr,« sagte die Kleine voll Freude. »Du mußt nun beten: »Guter Gott, gieb der Mutter Ruhe, Frieden und Freude in Deinem heiligen Vaterhause.« »Erlaube mir,« sagte nun die kleine Betty, indem sie Rosamunde mit einem schüchternen aber offenen Blicke ansah, »daß ich auch den »lieben Gott bitten darf, daß er mich bald wieder zu der guten Mutter bringe.« Jetzt gewahrte sie Thränen in Rosamundens Augen, und hieng sich ihr weinend an den Hals. In diesem Augenblick sagte man Rosamunden, daß der Wagen vorgefahren sey; sie verließ Bristol auf vierzehn Tage, und bei ihrer Rückkunft bezog sie eine ganz andere Wohnung. Nach vollendeter Kurzeit kehrte sie mit Felicie und Betty in ihre Heimath zurück. Alle nahmen Betty mit derselben Liebe auf, mit der sie Rosamunde angenommen hatte. Sie war ein schönes Kind; jeder Blick aus ihren dunkelbraunen Augen war Leben, jede Miene lebhafter Ausdruck, aber ihre Güte, ihr vortreffliches Gemüth war noch weit schätzenswerther als ihre Schönheit. Betty hatte nur den einen Fehler, daß sie aus allzu großer Lebhaftigkeit sehr unaufmerksam war, und

dadurch viel von ihren Sachen verlor oder verdarb. An allen Thüren im Hause fand man Trümmer von Bettys Kleidern und Schürzen; war sie auf dem Spaziergange, dann blieb gewöhnlich der Hut, die Handschuhe oder das Sacktuch auf dem Rasen liegen.

Als sie sieben Jahre alt war, machte sie Rosamunde mit ihrem Schicksale bekannt. Da Betty von dem Tode ihrer Mutter hörte, brach sie in die bittersten Thränen aus, und fiel zu den Füßen Rosamundens nieder, indem sie ihre Kniee mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Dankbarkeit umklammerte; bittend sah sie zu ihr auf, faltete dann ihre kleinen Händchen und sagte: »O edle Wohlthäterin, darf »ich Dich noch Mutter nennen?« Gerührt schloß Rosamunde die Kleine in ihre Arme indem sie sagte: »Du bist mein Kind für immer. Bleibe gut, »so werde ich Dich immer lieben.« Betty gelobte und hielt dieses Versprechen. Sie war ein so dankbares Kind, lernte mit so viel Fleiß, und war so äußerst gehorsam, daß jeder Wink von Rosamunden ihr Befehl war.

Da Betty ihre Sachen immer noch nicht so ganz in Ordnung hielt, so war Rosamundens Gewohnheit, jeden Morgen ihr Arbeitskörbchen zu durchsuchen. Eines Morgens bei dieser Untersuchung fehlte ihre Scheere, als Rosamunde darnach fragte, sagt die Kleine, sie liege in Feliciens Kabinet auf dem Fußboden, Rosamunde sah sie mit strenger Miene an und sagte: »Das ist nicht wahr.«

Betty erwiederte hierauf, als sie gestern dort gespielt habe, hätte Rosamunde geklingelt, da wäre sie aufgesprungen, die Scheere sey ihr vom Schooße gefallen, und um recht schnell und unverzüglich zu ihr zu kommen, habe sie die Scheere liegen gelassen und dann zu holen vergessen. Hierbei erröthete die Kleine; Rosamunde sagte: »Nun kein Wort wei»ter von Dir böses Kind, Du lügst.« Betty stürzte, die kleinen Händchen ringend zu ihren Füßen, sprach aber kein Wort. Dieses nahm Rosamunde für Bestätigung ihres Verdachtes, und stieß sie von sich, und da es gerade Zeit in die Messe zu gehen war, wohin gewöhnlich Rosamunde sie mitnahm, gab sie ihrer Kammerfrau Befehl die Kleine dahin zu führen.

Betty war außer sich vor Schmerz; sie bat die Kammerfrau mit ihr in Feliciens Kabinet zu gehen, dort fanden sie die Scheere wie die Kleine gesagt hatte; als sie in die Kapelle kamen, blieb Betty hinten auf einer Stufe mit verweinten Augen unter der Dienerschaft zurück. Rosamunde aber konnte nicht ruhig beten, immer hatte sie nach der Thüre geblickt, bis Betty erschien; die Kammerfrau sagte zu Betty, sie solle mit ihr in einen Betstuhl gehen. »O,« sagte sie, »dieser Platz ist »noch viel zu gut für mich; die Mutter zürnt mir, »da verdiene ich Strafe.« Die Kammerfrau sagte zu ihr: »Du bist aber unschuldig.« »Ach!« sagte Betty schluchzend, »wenn mir die Mutter zürnt, »habe ich immer unrecht.« Indem winkte sie Ro=

samunde zu sich; freudig kniete sie an ihrem gewöhnlichen Platze neben der Mutter hin. Als sie aus der Kirche gingen, sagte die Kammerfrau Rosamunden, daß sie die Scheere in Feliciens Kabinet auf dem Fußboden, wie Betty gesagt hatte, gefunden habe. Rosamunde drückte Betty an ihr Herz und sagte: »Und Du hast Dich beschuldi»gen lassen, Du hast Dich nicht vertheidigt?« »Du »hattest mir Schweigen geboten, liebe Mutter, hätte »ich ungehorsam seyn können?« »Und Du fielst »mir zu Füßen, Du schienst mich um Verzeihung »zu bitten!« »Ich muß immer um Verzeihung bitten, »wenn meine Mutter gegen mich aufgebracht ist. »Wenn sie mir zürnt, habe ich sicher Unrecht.« »Aber ich war ungerecht.« »Nein, meine Wohl»thäterin, meine zärtliche Mutter, kann nie ungerecht »gegen mich seyn.« Wer sollte ein Kind nicht unendlich lieben, das einer solchen Anhänglichkeit fähig ist, das eine so rührende Unterwerfung, eine so bezaubernde Sanftmuth beweißt.

Da Betty überzeugt war, daß Gott in allen Augenblicken ihres Lebens sie sah und hörte, so beging sie niemals einen Fehler, ohne ihn mit rührenden Thränen der wahrsten Reue um Verzeihung zu bitten. Aber ehe sie seine Verzeihung anflehte, klagte sie sich bei Rosamunden an. Könnte Gott mir verzeihen, sagte sie, wenn es mir an Vertrauen zur Mutter fehlte? Ueberdieß sind mir meine Fehler so drückend, so lange die Mutter sie nicht kennt, und dann ist es so süß, sein Herz dem zu öffnen,

den man liebt! Die Mutter gibt mir vielleicht eine kleine Strafe; aber sie wird mit mir darüber sprecheu, sie wird die Aufrichtigkeit ihrer Betty loben, sie wird mich umarmen, und diesen Abend wenn ich mich niederlege, will ich ich sie um ihren Segen bitten, und sie wird mir ihn mit weit mehr Zärtlichkeit geben, als gewöhnlich, wenn es möglich ist. Nach diesen Ueberlegungen flog Betty in die Arme ihrer Mutter, nnd sie fand dort den Preis ihrer Aufrichtigkeit und Zuneigung. Da sie sich nicht von Rosamunden trennen konnte, und das Vergnügen bei ihr zu seyn jedem andern vorzog, selbst wenn sie nicht mit ihr sprechen konnte, so unterhielt sich Betty ganz stille und ohne das geringste Geräusch zu machen in dem Zimmer Rosamundens, während diese las, schrieb oder musicirte. Doch von Zeit zu Zeit stand sie leise auf, und näherte sich auf den Fußspitzen sich Rosamunden, umarmte sie, und kehrte dann an ihren Platz zurück. Mehr als einmal verließ sie plötzlich ihr Spielzeug und stürtzte weinend in die Arme Rosamundens. Anstatt zu spielen dachte ich an Dich, liebe Mutter, an Deine Wohlthaten. So mit der ganzen Kraft des Gefühls und der Dankbarkeit erinnerte sie sich an alles das, was sie ihr zu verdanken hatte. Ein Kind, welches so große Anhänglichkeit an ihre Pflegemutter zeigte und so schöne Eigenschaften des Herzens entwickelte, konnte auch in der Folge nur gut und fromm sich beweisen. Betty rechtfertigte auch in einem Alter von siebzehn Jahren alle Hoffnungen,

welche ihre Kindheit gegeben hatte. Ihr Geist war sehr gebildet, sie besaß angenehme Talente, und alle Geschicklichkeiten, welche einem Mädchen so wohl anstehen. Es gab keine Arbeit die sie nicht gelernt hatte und zu machen verstand. Sie konnte die Nähterin, die Stickerin, die Putzmacherin entbehren, alles wußte sie sich selbst zu fertigen. Ueberdieß zeichnete sie sehr gut, malte vortrefflich Blumen, und spielte die Harfe meisterhaft, was ihr besonders viel Vergnügen machte, da sie diese Kunst nur ihrer Mutter verdankte, die darin ihre einzige Lehrerin war. Betty las gerne, sie liebte die Naturgeschichte und die Kränterkunde. Sie hatte eine ausgezeichnete Handschrift, und man hatte wenig Mühe ihren Styl für Briefe und Aufsätze zu bilden. Konnte es ihr, mit einer so zarten und gefühlvollen Seele an Geschmack, und Einbildungskraft fehlen? Sie hatte die Offenherzigkeit und die Anmuth ihrer Kindheit bewahrt, so wie auch das liebliche Benehmen, die ungezwungene Fröhlichkeit, und diese anziehende Sanftmuth, welche ihr alle Herzen gewann. Da es in ihrer Kindheit ihre Lieblings-Unterhaltung war, zu laufen und zu springen, genoß sie eine vortreffliche Gesundheit; mit sehr zarten Zügen und einer schlanken Gestalt verband sie eine erstaunungswürdige Kraft. Es war unmöglich sie im Laufen zu übertreffen; nicht leicht hatte Jemand einen schönern Gang als sie, und tanzte mit mehr Grazie. Mit allen diesen Annehmlichkeiten vereinigte

sie eine Güte, die sich nie verläugnete. Sie arbeitete oft heimlich für die Armen.

Felicie, acht Jahre älter als Betty, war seit einigen Jahren verheirathet, so wie ihre ältere Schwester; diese drei, Elise, Felicie und Betty machten Rosamunde zur glücklichsten Person auf der Erde. Doch mit einem Male wurde die Glückseligkeit der Familie durch ein trauriges Ereigniß gestört, welches Rosamunden die tiefste Betrübtniß verursachte.

Sie hatte eine junge Schwägerin, Namens Alexandrine, welche durch ihre Tugenden, Talente und Reize die Wonne ihrer Familie ausmachte. Alexandrine, welche seit längerer Zeit leidend war, fühlte sich dem Grabe nahe. In den letzten Stunden ihres Lebens bat sie Rosamunden an ihrer Stelle eine arme Frau für die sie seit zehn Jahren Sorge getragen habe, künftig zu verpflegen. Sie nannte ihr dieselbe, beschrieb ihre Wohnung, und nach einigen Stunden verschied sie so ruhig und fromm, wie sie gelebt hatte.

Sobald die ersten Tage der Trauer vorüber waren, und der tiefe Kummer Rosamundens etwas milder geworden, fuhr dieselbe mit Betty zu der von ihrer Schwägerin anempfohlenen Armen. Man nannte sie in diesem Stadtviertel nur die fromme Alte, sie hieß Herda. Als sie eintraten waren sie ganz ergriffen von dem Anblick dieses schrecklich Leidenden. Sie trafen in einem sehr kleinen aber reinlichem Zimmer, auf einem saubern

Bette eine völlig lahme, und von den schmerzhaftesten Gicht entstellte Frau. Ihr Kopf hing auf die Brust herab, und sie war nicht im Stande, denselben zu heben. An ihrem Bette saß ein Geistlicher, der ihr einige tröstende Stellen aus einem religiösen Buche vorlas. Sobald Rosamunde den Namen ihrer Schwägerin nannte, und sagte daß sie gestorben sei, brach die Alte in die schmerzlichsten Thränen aus: »Ach!« sagte sie, »Dieselbe war schon »auf Erden ein Engel; was that sie an mir! O »gnädige Frau! es ist unmöglich, Ihnen alles zu »erzählen, was sie für mich gethan hat. Als sie »noch in der Pension war, und nicht ausgehen »durfte, ließ ich mich die Woche zwei bis dreimal »zu ihr tragen; dann kam sie ins Sprachzimmer, »brachte mein von ihr selbst zubereitetes Frühstück, »und da ich meine Hände nicht gebrauchen kann, »gab sie mir selbst mir zu essen — sie verlangte, »daß ich sie Tochter nannte, und gab mir den süßen Namen Mutter — und wissen Sie, was ihr »die größte Strafe war, wenn sie in etwas gefehlt »hatte? Da durfte sie mir nicht zu essen geben, »dann that es die Gouvernante, und ich nannte sie »nicht Tochter, sondern Fräulein dies schmerzte sie »immer am meisten. Als sie später verheirathet war, »kam sie oft, sperrte sich stundenlang mit mir ein — »können Sie mir es glauben, daß eine so junge, »schöne und vornehme Frau wöchentlich ein auch »zweimal kam, und mir die Hände und Füße wusch, »und da es mir an meinen leidenden Gliedern im-

»mer einen großen Schmerz macht, wenn mir die »Nägel abgeschnitten werden, so that sie es selbst, »mit ihren zarten, weißen, kleinen Händen. Oft »las sie mir aus dem heiligen Buche der Bibel einige »Kapitel vor, und da sie, wie Sie wissen, so herrlich »sang, so äusserte ich einmal den Wunsch, sie singen »zu hören. Ach! sagte sie, ich kann nur weltliche »Lieder, die meiner guten Mutter nicht gefallen, »aber ich will einige fromme Lieder lernen, um die= »sen Wunsch erfüllen zu können. Und schon nach »einigen Tagen kam sie, ließ ihre Harfe bringen, »und sang mir herrliche, geistliche Lieder.«

Nun trat ein junges Mädchen ein und fragte, ob die gute Herda nichts brauche. Als dieselbe wieder weggegangen war, nahm der Geistliche das Wort und sagte: »Ein frommes, edles Beispiel »wirkt so viel Gutes; man beeifert sich im Hause »und in der Nachbarschaft, die fromme Herda zu »bedienen, abwechselnd hat eine von diesen Mädchen »den Dienst bei der guten Frau, regelmäßig kömmt »die, an der die Reihe ist, Herda zu fragen ob sie »nichts bedarf. Eine besorgt die Unterhaltung des »Feuers, eine andere kömmt ihr Zimmer zu reini= »gen und aufzuräumen, eine gibt ihr zu essen; so »wirkte in jeder Hinsicht das edle Bemühen Ihrer »Frau Schwägerin für das Wohl dieser Frau.«

Hier nahm Herda wieder das Wort, und versicherte mit ruhiger Stimme, daß sie, obschon sie seit so vielen Jahren so unendlich gelitten, sie doch ganz zufrieden sei, ich weiß ja,« sagte sie, »daß der

»gute Gott, der unser Vater ist, diese Leiden nur »zu meinem Besten über mich verhängt hat, und »daß ich für jedes auf Erden geduldig ertragene »Leiden, im Himmel eine größere Freude zu erwar»ten habe. Danken muß ich meinem Gott, daß er »durch diese Leiden mich von der Welt, die nur »Zerstreuung und Verwirrung in die Seele bringt, »entfernt hält. Mit jedem Tage wächst mein Ver»trauen und meine Liebe zu Gott.«

Rosamunde entfernte sich endlich mit Betty unter dem Versprechen bald wieder zu kommen! den ganzen übrigen Theil des Tages sprachen sie nur von der edlen verblichenen Schwägerin Rosamundens und von der frommen Herda. Betty äußerte ein Befremden darüber, daß Rosamundens Schwägerin gegen dieselbe nie der frommen Herda erwähnte: »Siehst Du hier, meine Betty, den er»habenen Character meiner Schwägerin! dies ist das »Wesen der wahren Tugend. Wenn die Vernunft »allein uns räth eine gute Handlung zu thun, dann »ist man versucht, stolz auf die Anstrengung zu seyn, »welche sie uns kostet: wenn es aber die Frömmigkeit »ist, welche uns zu einer guten Handlung auffordert, »so wird man, anstatt sich zu bewundern, sagen: ich »verdiene keine Lobsprüche, denn ich folgte nur der »göttlichen Eingebung und dem Drange meines Her»zens. Hast Du niemals einen Geizhals sich ent»schließen sehen, ein Geschenk zu machen? Das ge»schieht dann immer mit einem Aufsehen und Lärm, »daß man daraus sehen kann, wie fremd ihm eine

»eine solche Handlung ist, und wie vielen Antheil »seine Eitelkeit daran hat. Wahrhaftig, es kostet »ihm auch viel, und man darf ihm den dummen Stolz »verzeihen, den er zeigt. Beobachtet hingegen, mit »welcher edlen Einfachheit eine christliche Seele zu »geben weiß. Gewöhnliche Seelen können nur darum »so eitel auf ihre guten Handlungen seyn, weil sie »dieselben beschwerlich finden, sie legen einen außer»ordentlichen Werth hinein. Vor solch' eitlem Stolze »bewahrt uns die Demuth des christlichen Glaubens, »der uns lehrt in treuer Nachfolge unsers Heilands »Gutes zu thun, so viel uns nur möglich ist. Und »zwar nicht etwa in Prahlerei, sondern in stiller Be»scheidenheit und Verborgenheit, so daß die linke »Hand nicht weiß, was die rechte thut. Dein Vater »im Himmel, sagt Christus, der ins Verborgene »sieht, wird dir's vergelten öffentlich. Er wird dei»ner Seele Zufriedenheit schenken, Trost im Leiden »und Kraft zum Widerstand gegen das Böse.«

Betty bat Rosamunde um die Erlaubniß, die Stelle der edlen Verstorbenen bei der frommen Herda ersetzen zu dürfen, und erhielt sie von der»selben. Kaum waren einige Tage verstrichen, als sie zu der armen Leidenden eilte, und ihr, wie die liebevolle verstorbene Schwägerin Rosamundens alle Dienste mit gleicher aufopfernder Liebe erzeigte.

Als sie regelmäßig schon seit einem Jahre die fromme Herda gepflegt, kniete sie eines Morgens eben vor dem Bette derselben und wusch ihr die Füße, da öffnete sich die Thüre. Ein wohlgekleide»

J. Maas. pinx.

J. Maar gez.

Stich besorgt durch Petersen.

ter Mann von einigen fünfzig Jahren trat mit edlem Anstande ein, und blieb, verloren in den Anblick der sich ihm hier darbot, erstaunt stehen. Das schöne, blühende, junge Mädchen, mit dieser armen, leidenden Frau beschäftiget, erregte seine ganze Bewunderung. Betty, die durch diese Ueberraschung sehr betroffen war, wendete sich zu ihrer Kammerfrau, die eine Engländerin war und sie begleitet hatte, und gab ihr in englischer Sprache einen kleinen Verweis, daß sie vergessen hatte, die Thüre zu verriegeln. Der Fremde richtete das Wort an Betty, und prieß sich glücklich, ein Landsmann dieser himmlischen Wohlthäterin der Leidenden zu seyn; denn er war entzückt von einer so frommen Uebung christlicher Liebe. Betty eilte ihr Geschäft so schnell sie konnte, zu beenden, und kehrte zu Rosamunde zurück. Der Fremde, der bei der Kranken zurück blieb, erfuhr von ihr so viel als sie selbst von Bettys Schicksal wußte.

Noch denselben Tag ließ sich ein Fremder bei Rosamunde melden, und als derselbe eintrat, erkannte Betty sogleich den Engländer, der sie diesen Morgen bei Herda überrascht hatte. Sogleich nach den ersten Worten, welche von seiner Seite die verbindlichsten Entschuldigungen enthielten, wandte er sich an Betty indem er sagte, daß er in kurzer Zeit nach seinem Vaterlande zurückkehre, und da er in ihr eine Landsmännin gefunden hätte, so würde er stolz darauf seyn, wenn er einem so tugendhaften, edlen Mädchen nützen könnte, er bäte sie, ihm Auf-

träge dahin zu geben. Betty dankte für seine Güte, und versicherte, daß sie dort Niemand mehr habe, und indem sie auf Rosamunde zueilte, sagte sie: »Dies ist meine Mutter, ihre Liebe genügt mir, »somit bedarf ich nichts.« Seufzend sagte der Engländer: »Auch mich zieht kein Band der Liebe mehr »nach England, ich hatte einen theuern Bruder, »er heirathete gegen den Willen meines Vaters, er »ward enterbt; bald nach dem Tode meines Vaters »starb auch er, und hinterließ eine kränkliche Frau »mit einem vierjährigen Mädchen, beide starben »nicht lange nachher, wie mir der Mann ihrer ver»storbenen Kammerfrau erzählte, als ich nach zehn»jähriger Abwesenheit nach England zurück kam.« »Und ihr Name?» fragte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit Rosamunde. Er antwortete: »Aresby.« Betty stürzte sich leichenblaß an Rosamundens Hals; endlich beruhigte sie sich, und sagte mit bebender Stimme: »Ja ich muß mich dem »Bruder meines Vaters zu erkennen geben.« Aresby »sah sie betroffen an, und rief aus: »Ist es möglich, »sollte ich in diesem Mädchen meine todtgeglaubte »Nichte finden! sollte dies Gefühl, was ich im ersten »Augenblicke für dieses liebevolle Kind empfand, mich »nicht betrogen haben, und wirklich eine Ahnung »gewesen seyn?« Unterdessen brachte Rosamunde ein Kästchen herbei, welches die Papiere enthielt, die ihr die Kammerfrau von Bettys Mutter über»liefert hatte.

Betty bat ihren Onkel, nachdem er in den

Papieren die Bestätigung seiner Ahnung fand, er solle sie nur nicht von ihrer Mutter trennen. Und nur erst dann als er dies versprochen hatte, konnte Betty sich der Freude überlassen, so unvermuthet ihren einzigen, so nahen Verwandten gefunden zu haben. Aresby reiste nach wenigen Tagen nach England ab, um dort seine Sachen zu ordnen, kehrte aber bald wieder an Bettys Wohnort zurück, um in der Nähe seiner so zärtlich geliebten Nichte leben zu können; und von nun an sah er sein beträchtliches Vermögen, einzig nur als Bettys Eigenthum an. So belohnte die himmlische Liebe die Tugend eines frommen Gemüthes.

Die, dem weichen, zarten weiblichen Wesen so vorzüglich eigene Dankbarkeit, welche in dem Character Bettys so recht klar hervortritt, riß meine Zöglinge zur Bewunderung, ja zur freudigen Nachahmung hin; in diesen Tagen wurden mir hierüber schon viele Beweise von mehreren der Mädchen geliefert. Auch die wahrhaft kindliche, so rührende Folgsamkeit dieser kleinen Betty ging nicht verloren, und machte ebenfalls einen tiefen Eindruck auf meine kleine Versammlung. Aber vor allem, wie ich Dir schon vorher sagte, bewegte sie der Theil der Erzählung sehr, wo die fromme Herda vorkommt. Nun bestürmten mich die Kleinen alle, ich möchte sie doch auch einmal zur kranken Katharine mitnehmen, denn wir haben auch in unserer Nähe eine ähnliche

alte Frau, die in einem kleinen Dörfchen, eine halbe Stunde von hier entfernt wohnt, die lahme Katharine, die ich zuweilen Sonntags besuche, und der ich wöchentlich einmal eine Suppe schicke. Die größeren Mädchen kennen sie schon, da ich manchmal abwechselnd eine derselben mit mir dahin nahm. Gerne hielt ich die Kleinen noch bis jetzt ferne von dem Anblicke des wahren Jammers. Aber auch Dir, meine Auguste, kann ich es nicht ersparen, dieses Bild, welches Dein weiches, mitleidiges Herz schmerzhaft bewegen wird, Dir lebendiger vor die Augen zu stellen. Du mußt Dir mehr den innern Raum einer Höhle, als einer Hütte denken, denn eine große Gestalt ist nicht im Stande, sich gehörig darin aufzurichten; hier findest Du auf einem ärmlichen Bette, welches die Mildthätigkeit guter Menschen hieher brachte, eine alte, achtzigjährige Frau, völlig unfähig sich zu regen, oder ein Glied ihres Körpers ohne Schmerzen sich von der Stelle rücken zu lassen. Nichts als ein Stuhl und ein kleiner Tisch, worauf das Bild unsers gekreuzigten Heilands steht, ein Lämpchen und einige kleine Töpfe umgibt sie; dies macht den ganzen Hausrath der Wohnung aus. Hier leidet diese Frau seit achtzehn Jahren, mit einer rührenden Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen, und wartet unter Beten und Seufzen bis ihre mitleidigen Nachbarn kommen, und sie mit dem nöthigen versorgen, was sie für dieselbe aus wohlthätigen Händen sammeln.

Und auch hier, meine gute Auguste, wage ich

es noch zu behaupten, daß die gütige, weise Vorsehung, wie es auch gar nicht anders zu erwarten ist, schon in diesem irdischen Daseyn, eine gleiche Eintheilung in der Ausspendung ihrer Gaben getroffen hat. Du wirst in Zukunft, oft in Deinem Leben, und von den meisten Menschen, eine sehr gewöhnliche Bemerkung hören: »Es ist doch alles »recht ungleich in der Welt eingetheilt.« Ja, es ist wahr, für den ganz irdischen Sinn, für jene Menschen, die alles nach einem Maßstabe messen, muß es nothwendigerweise so erscheinen; nur wer das Innere erforscht, erkennt und betet an die höchste Weisheit. Es gibt Tausende von Menschen, die mit irdischen Glücksgütern überfüllt sind. Aber wer die Verhältnisse, die Neigungen, die Eigenschaften dieser Tausenden unterscheiden könnte, würde an jedem Einzelnen dieser Menschen finden, wie viel ihm zur Vollkommenheit des Glückes fehlt, da man hingegen an vielen andern Tausenden, denen alles dieses mangelt, die von jedem Besitz irdischer Glücksgüter ausgeschlossen sind, Gaben des Geistes und des Herzens wahrnehmen würde, die sie zugleich über den Druck ihres Geschickes erheben, und ihnen Ersatz für viele Entbehrungen gewähren. Auch weißt uns ja der Zweck unsers Lebens auf eine weit höhere Bestimmung hin, auf eine Welt, in der sich dann alles ganz vollkommen ausgleichen wird; und derjenige, der diese schöne Verheißung immer fest im Auge behält, wird auch in den schwersten Prüfungen den Glauben nicht verlieren, daß auch er nicht

verkürzt wurde, bei der großen Vertheilung der irdischen und himmlischen Gaben.

Vierte Erzählung.

Alphonsine,

oder

die nachtheiligen Folgen der Trägheit.

Madame Thalheim war die Frau eines sehr reichen Banquiers; da sie aber sehr viel Verstand und ein zu gutes Herz hatte, um die eitle Pracht zu lieben, und darum nicht den thörichten Wunsch hegte, sich vor andern durch nichtigen Glanz auszuzeichnen, so wußte sie einen weit bessern Gebrauch von ihrem Reichthume zu machen. Sie fühlte nur zu gut, wie tadelnswerth und wahrhaft lächerlich jede Art von Pracht für Personen ist, von denen ihr Stand sie nicht fordert. Sie trug keine Diamanten, sie bewohnte ein sehr einfaches, bequemes Haus; sie gab keine Feste, aber sie verwendete viel zu guten Handlungen, und gab den Armen reichlich. Daher kam es auch, daß ihr großes Vermögen weder Neid noch Verachtung erregte, sondern ihr die Segnungen der Unglücklichen einbrachte, und die allgemeine Achtung erwarb.

Ihr ganzes Hauswesen entsprach der Einfachheit ihrer Seele. Obschon sie sich selbst genügte und nie Langeweile hatte, so liebte sie doch die Gesellschaft, sie gab aber auch keinem Stande den Vor-

zug, sondern wählte nur edle, gute Menschen zu ihrem Umgange. Madame Thalheim hatte eine einzige Tochter, Alphonsine; ein Kind von sechs Jahren, welches ein gutes Herz zeigte, sanft, gehorsam und aufrichtig war. Obgleich es ihr auch nicht an Gedächtniß noch an Verstand fehlte, so war sie doch außerordentlich träge und hatte gar keine Thätigkeit, keinen Fleiß. Was sie machte, that sie mit einer solchen Langsamkeit und mit so wenig Eifer, daß man sie unaufmerksam und faul nennen mußte.

Alphonsine war in ihren Lehrstunden still und bescheiden, aber sie hörte kein Wort von Allem, was man ihr sagte, und machte also gar keine Fortschritte.

Ihre Gouvernante beklagte sich unaufhörlich, daß sie gar keine Sorgfalt habe, denn man fand wirklich in allen Ecken des Hauses die Sacktücher, die Handschuhe, die Scheeren, die Puppen Alphonsinens. Lieber wollte sie die Sachen verlieren, als sie ordentlich zu ihrem Gebrauch aufheben. Alles in ihrem Zimmer war in der größten Unordnung; Vieles darin war eckelhaft, beschmutzt. So kam es, daß sie immer eine geraume Zeit brauchte, ihre Bücher, ihre Arbeit, ihre Spielsachen zu suchen; diese unangenehme Beschäftigung machte ihr tödtliche Langeweile, und raubte ihr manche kostbare Stunde, die sie nützlich oder wenigstens zu ihrem Vergnügen hätte verwenden können.

Jeden Morgen mußte man sie auszanken, um

sie aus dem Bette zu bringen. Dann gab es neue Ermahnungen über ihr beständiges Gähnen, was gewöhnlich nach ihrem Aufstehen eine Stunde lang fortdauerte. Bei dem Frühstücke erregte ihre außerordentliche Langsamkeit abermalige Klagen. Auf dem Spaziergange mußte man ihr neue Verweise geben, da sie sich beständig setzen wollte, anstatt zu gehen, und sich bald über die Kälte, bald über die Wärme beklagte. Die Lehrstunden gingen nicht besser vorüber. Alphonsine nahm fast keine, ohne zu weinen oder ihre Unlust zu bezeigen. Die Vergnügungsstunden waren auch nicht unterhaltender; man mußte die zerstreuten und verlornen Spielsachen überall suchen, und auch hierüber mußte wieder gezankt werden.

Obschon Madame Thalheim sehr viel Talent zu einer guten Erzieherin hatte, so fehlte es ihr doch an Erfahrung. Diese Erziehung war die erste, die sie leitete, und da man in allen Dingen durch so manchen Fehler Lehrgeld zahlen muß, so beging auch sie in dieser Sache viele Fehler. Sie konnte nicht vorher sehen, welche traurige Folgen diese vorherrschenden Untugenden ihrer Tochter haben würden, deren Besserung mit den Jahren immer schwerer wurde.

Die Mutter schmeichelte sich, daß das Alter und die Vernunft Alphonsinen nach und nach die nothwendige Thätigkeit und Aufmerksamkeit geben würden. Sie begnügte sich, sie von Zeit zu Zeit auszuzanken, anstatt sie zu strafen, und sie gewahrte

ihren Irrthum nicht eher, als bis es zu spät war, um ihn wieder gut zu machen.

Hier unterbrach mich Mira: »Aber Tante »Clara, hätte hier Strafe wirklich leicht gebessert?« Ich: »Gewiß mein Kind.« Nina. »Und welche »Strafe, Tante?« Ich: »Bei thätigen, gefühlvol»len Kindern ist es selten nöthig, gewaltsame Mittel »anzuwenden, um sie zu bessern, hier ist oft ein »Wort Strafe genug. Aber auf kalte und träge »Charaktere ist schwer zu wirken, da bedarf es schon »von Zeit zu Zeit einer Erschütterung, um sie ihrem »Stumpfsinn zu entreißen.«

»Ich würde Alphonsinen die einfachsten und »wirksamsten Strafen gegeben haben. Wenn sie auf »dem Spaziergange nicht ordentlich fortgehen wollte, »so hätte ich den Spaziergang um eine Stunde ver»längert. Wenn sie eine Lehrstunde mit Unauf»merksamkeit genommen hätte, so würde ich beim »Schluß wieder von vorne haben anfangen lassen, »und so bei allem. Um der Mühe überhoben zu »seyn, wäre sie gewiß fleißiger geworden. Indem »sie eine gezwungene Thätigkeit angenommen hätte, »würde diese bald zur wirklichen geworden seyn, »und so hätte sie unvermerkt ihren Charakter ge»ändert.«

Madame Thalheim wendete diese Methode nicht an, und bereute es in der Folge sehr bitter. Da sie indessen sah, daß Alphonsinens Trägheit täglich zunahm, so machte sie ein Tagbuch, in wel»ches sie jeden Abend das genaueste Verzeichniß der

Sachen schrieb, die Alphonsine den Tag über verloren hatte, und setzte den Preis der verlorenen Sachen dazu. Sie schrieb in diese Liste die zerrissenen Bücher, die zerbrochenen Spielsachen, die neuen befleckten und zum Tragen ganz verdorbenen Kleider, die in alle Ecken des Gartens geworfenen Stücke Brod, den zerbrochenen Schmuck, das Papier, die Federn, die Bleistifte, welche sie unnöthig verbrauchte. Dieses Alles, vereint mit den verlorenen Sachen, machte am Ende des Monats die Summe von vierzig Gulden aus.

Nach Verlauf eines Jahres zeigte Madame Thalheim ihrer Tochter die Rechnung von all den Sachen, welche sie während dieser Zeit verloren hatte. Die ganze Summe stieg auf fünf Hundert Gulden. Alphonsine, welche erst sieben Jahre alt war, wurde wenig von dieser Berechnung gerührt. Ihre Mutter glaubte, wenn sie eher den Werth des Geldes unterscheiden könnte, so würde sie mehr darüber betroffen sein, und setzte mit derselben Genauigkeit ihr Tagbuch fort. In dieser Beschäftigung ward sie durch Alphonsinens Gouvernante unterstützt, die ihr jeden Abend auf einem fliegenden Blatt das Verzeichniß der Verschwendung gab, wovon sie Zeuge war. Madame Thalheim legte diese Blätter in ein Kästchen, ohne sie ihrem Tagbuch beizufügen. Aber bald wurden die Blätter der Gouvernante so zahlreich, daß man sehr viele Zeit dazu gebraucht hätte, die große Summe, welche sie enthielten, zusammen zu rechnen. Madame

Thalheim hob sie denn fleißig auf, indem sie sich vornahm, nur dann erst Gebrauch davon zu machen, wenn Alphonsine ein Alter erreicht haben würde, wo sie vernünftig genug wäre, ihre Fehler einzusehen. Je mehr Zeit verstrich, desto mehr bewieß das Tagbuch von Madame Thalheim, daß die Trägheit Alphonsinens anstatt sich zu vermindern, sich nur täglich mehrte.

Alphonsine ging oft mit ihrer Gouvernante in einen öffentlichen Garten spazieren; dort verlor sie in vier Monaten an Schmuck den Werth von sechs bis acht Dukaten; bald verlor sie einen Ring, bald ein Flacon, ein andermal ein Medaillon, ohne die Handschuhe und Sacktücher, die sie immer auf dem Grase vergaß, zu zählen. Gewöhnlich zerbrach sie jeden Tag einen Sonnenschirm, das Glas, die Kette an ihrer Uhr, oder verdarb das Werk und man mußte unaufhörlich Uhrmacherrechnungen zahlen. Im Winter war die Verschwendung noch größer. Alphonsine war, wie alle träge Personen, außerordentlich erfroren; sie schleppte sich an dem Kamin herum, und ließ Alles hinein fallen, was sie in den Händen hielt; sie verbrannte ihre Kleider, ihre Unterröcke, ihren Muff. Man war genöthigt alle Monate ihre Garderobe zu erneuern.

Wenn ihre Lehrer kamen, klagte sie fast immer über Kopfschmerz, welcher ihr nicht erlaubte, die Stunden zu nehmen. Man gab dem Lehrer eine Karte, und schickte ihn fort.

»Wie, Tante Clara,« sagte Theodora, »sie hatte nicht wirklich Kopfschmerz.« »Nein, Al»phonsine beklagte sich einzig nur, um sich vom »Lernen loszumachen.« »Aber das ist schrecklich, »sie log!« »Siehst Du, wohin diese Trägheit führte, »dieser Fehler, der anfangs so klein schien. Und so »gibt es keinen Fehler, der nicht, wenn er einmal »in uns herrschend wird, die schlimmsten Folgen mit »sich führt.«

Alphonsine war von Natur aus aufrichtig, aber sie war noch mehr faul, um die kleinste Mühe zu vermeiden, nahm sie ihre Zuflucht zur Lüge, nicht ohne Anstrengung und Gewissensbisse, aber gewöhnlich siegte die Faulheit über die Gewissenszweifel.

Indessen näherte sich Alphonsine ihrem zehnten Jahre; ihre Mutter gab ihr neue Lehrer. Alphonsine lernte Clavierspielen; da sie aber keine Fortschritte machte, und endlich gestand, daß sie eine unüberwindliche Abneigung gegen dieses Instrument habe, und vorgab, sie wünsche die Mandoline spielen zu lernen, so erlaubte ihr ihre Mutter, das Clavier aufzugeben, obwohl sie schon seit ihrem fünften Jahre lernte, und gab ihr einen Lehrer für die Mandoline. Also war die Summe, welche der Clavierlehrer kostete, und Anschaffung der Musik und Instrumente verloren; Madame Thalheim zeichnete diese Ausgabe, die sich auf zwölf Hundert Gulden belief, in ihr Tagbuch ein. Nur ein Jahr nahm Alphonsine Unterricht auf der Mandoline; von ihrem geringen Fleiße ermüdet, verließ sie ihr

Lehrer. Dann lernte sie Guitarre spielen, aber mit eben so wenig Erfolg. Endlich wurde die Guitarre gleichfalls verlassen, und die Harfe trat an die Stelle dieser drei Instrumente.

Alphonsine hatte aber noch mehrere Lehrer. Sie lernte Zeichnen, Geographie, Französisch, Italienisch. Sie hatte einen Tanzmeister, einen Singlehrer und einen Schreiblehrer; alle diese Lehrer kosteten das Monat acht und vierzig bis fünfzig Gulden. Die träge Alphonsine wurde nicht kenntnißreicher, und die Ausgaben die sie veranlaßte, hatten keine Gränzen. Alle zwei bis drei Monate waren ihre Musikalien, ihre Bücher, ihre Landkarten zerissen und in Stücken, und man mußte wieder neue anschaffen; da sie auch für ihre Harfe keine Sorge trug, und sie immer bei feuchter Witterung am offenen Fenster ließ, so war man genöthigt, dieselbe fast täglich zu beziehen. Sie verschwendete für Harfensaiten, Bleistifte, Papier und dergleichen, zwölfmal mehr, als ein sorgsames Mädchen gekostet haben würde.

Da ihre außerordentliche Trägheit ihr jede Bemühung unerträglich machte, so war sie auch sehr unreinlich. Jedes Jahr war man genöthigt, die Möbeln ihres Zimmers zu erneuern. Auf allen Stühlen warf sie ihre Kleider herum, und sie unterließ nie, beim Auskleiden ihre Stecknadeln nachlässig im Zimmer auszustreuen. Die Kleider selbst waren beständig mit Obst-, Tinten- und Wachsflecken bedeckt. Ihre Trägheit war es auch, die an

ihr das hübscheste Gesicht von der Welt verdarb; sie brachte eine geraume Zeit mit ihrem Ankleiden zu, denn bei allem was sie that, war sie außerordentlich langsam, und doch war Niemand schlechter gekleidet, als sie. Sie betrachtete ohne zu sehen, sie handelte ohne zu denken, und sie hatte in gar nichts, es mochte auch seyn, was es wollte, Geschmack. Ueberdies fehlte es ihr durchaus an jeder Art von Haltung und Anmuth; da sie niemals Handschuhe nehmen wollte, so waren ihre Hände sehr roth und rauh, sie hatte einen häßlichen Fuß, und einen sehr schlechten Gang, weil sie meist Pantoffeln trug.

So war Alphonsine mit fünfzehn Jahren. Ihre Mutter richtete ihr eine hübsche Bibliothek ein, in der Hoffnung, daß sie Geschmack am Lesen finden würde. Aus Gehorsam gegen die Mutter las Alphonsine immer nach Tisch, das heißt: sie hielt ein Buch in der Hand; denn sie las mit so wenig Aufmerksamkeit, daß sie dadurch unmöglich die geringste Belehrung erlangen konnte. Selbst mit sechzehn Jahren war sie noch ganz unwissend. Sie kannte weder Geschichte noch Geographie; eben so wenig war sie auch im Stande, einen Auszug aus einem Buche zu machen, oder einen Brief zu schreiben; und obschon sie während zehn Jahren die Rechenkunst lernte, so wird es doch nicht leicht ein Kind von acht Jahren geben, welches nicht besser zählen würde, als sie.

Um diese Zeit ließ sich ein junger Mann bei Alphonsinens Eltern einführen, der sich Ruh=

berg nannte; er war drei und zwanzig Jahre alt, und zeichnete sich eben so sehr durch Geist, durch seine Tugenden und seinen guten Ruf, wie durch Geburt, Vermögen und persönliche Annehmlichkeiten aus. Er schien das lebhafteste Verlangen zu haben, Madame Thalheim zu gefallen, und ihre Freundschaft zu gewinnen; er fühlte den ganzen Werth ihrer Einfachheit und Sanftmuth, ihres vollkommenen Gleichmuths. Ihr liebliches Wesen, ihr natürlicher edler Anstand zog ihn eben so an, als ihre Unterhaltung, welche zu gleicher Zeit belehrend und angenehm war. Bisher hatte er sie oft bei einer seiner Verwandten getroffen, und ihr dann mehrere Besuche gemacht, ohne jedoch Alphonsine zu sehen. Endlich bat ihn Madame Thalheim zum Abendessen, und um neun Uhr erschien Alphonsine im Speisesaal; diesen Tag hatte ihre Mutter ihren Anzug geordnet. Alphonsine hatte nichts Gesuchtes in ihrer Kleidung; auch hingen ihre Haare nicht wie gewöhnlich auf ihren Schultern, ihre Ohren waren nicht mit Pomade beschmutzt, und sie hatte ihre Hände gewaschen. Ruhberg betrachtete sie aufmerksam; anfangs fand er sie vollkommen schön; einen Augenblick später bemerkte er, daß sie gar keinen Anstand habe; und nach einer Viertelstunde sah er sie nicht mehr an, und vergaß sogar, daß sie im Zimmer war.

Indessen setzte er seine Besuche immer fleißig bei Madame Thalheim fort. Da er eines Tages allein bei ihr war, sprach er mit so viel Ver-

trauen zu Madame Thalheim, daß dieselbe veranlaßt wurde, ihn zu fragen, ob er daran dächte, sich zu verheirathen? Ja, gnädige Frau, antwortete er, aber obschon meine Eltern mir durchaus freie Wahl lassen, so fühle ich dennoch, daß ich mich nicht leicht entschließen werde. Weder Ehrgeitz noch Eigennutz, noch blinde Leidenschaft oder Geldsucht sollen mich leiten; ich begehre nichts, als glücklich zu werden; darum muß ich eine Person finden, die vorzüglich wohl erzogen ist, Tugend mit Annehmlichkeit und Talente verbindet; auch müssen ihre Eltern achtungswürdig sein, damit ich sie ehren und lieben kann, und ihre Mutter müßte zum Beispiel alle die Eigenschaften haben, welche Sie auszeichnen, weil sie das Vorbild und die Leiterin meiner Frau seyn müßte. Als Herr von Ruhberg diese Worte endigte, kam ein Besuch, welcher dieser Unterredung ein Ende machte. Einige Tage nachher erfuhr Madame Thalheim, daß Herr von Ruhberg einen seiner Freunde beauftragt habe, sich geradezu bei einigen ihrer Bekannten in Beziehung auf Alphonsine zu erkundigen; auch hatte er unter andern sich selbst an mehrere von Alphonsinens Lehrern gewendet, bei welchen er ohne Mühe die reine Wahrheit erfuhr. Nun wußte er, daß Alphonsine gar keinen Nutzen von der ausgezeichneten und kostspieligen Erziehung erlangt habe, die ihre Mutter ihr gab. Von diesem Augenblicke an erschien Ruhberg viel seltener bei Madame Thalheim, und bald kam er gar nicht mehr. Da die

Mutter Alphonsinens gewiß war, daß er dieselbe geheirathet haben würde, wenn dieselbe liebenswürdiger gewesen wäre, bedauerte sie sehr, daß ihre Tochter eine Verbindung verloren hatte, welche durch die vorzüglichen Eigenschaften des Herrn von Ruhberg eben so glänzend als glücklich gewesen seyn würde.

Sie sollte noch schmerzlichere Leiden empfinden. Alphonsine, träger als je, machte ihr jeden Tag neuen Kummer. Mit siebzehn Jahren hatte sie noch all die Lehrer, welche man gewöhnlich mit vierzehn bis fünfzehn Jahren aufgeben kann. Sie hatte gar keine Neigung zu irgend einer Beschäftigung. Da sie jedoch ein gutes Herz hatte und ihre Mutter liebte, so versuchte sie manchmal ihr träges, nachläßiges Wesen zu überwinden; man war dann erstaunt über den Verstand und die Eigenschaften, welche sie zeigte. Das gefühlvolle Herz ihrer Mutter öffnete sich wieder der Hoffnung und Freude; aber dieses Glück war von kurzer Dauer. Nach Verlauf von fünf bis sechs Tagen fiel Alphonsine in ihre gewöhnliche Trägheit zurück; sie erkannte beschämt ihr Unrecht, und dieses Gefühl, anstatt in ihr den Wunsch zu erwecken, es zu verbessern, flößte ihr nur Muthlosigkeit ein. Da sie überdieß nicht gewöhnt war, über etwas nachzudenken, so sah sie nicht die ganze Undankbarkeit ein, derer sie sich schuldig machte; indem sie sich der Sorgfalt der zärtlichsten Mutter so wenig würdig zeigte. Sie sagte nur: es ist wahr, daß ich so viele unnöthige

Ausgaben veranlaßte aber diese Summen konnten das unermeßliche Vermögen meines Vaters nicht erschöpfen; ich bin jung, reich, man sagt daß ich schön sei, da kann ich leicht Kenntnisse und Talente entbehren. Das ist gerade als wenn sie gesagt hätte: ich kann unterlassen, meiner Mutter Dankbarkeit zu beweisen und ihr Glück zu machen, ich brauche nicht liebenswürdig und geliebt zu seyn. So spricht man, wenn man sich nicht gewöhnt hat, über sich und seine Pflichten nachzudenken.

Alphonsine hatte nicht den Wunsch zu gefallen, oder den Beifall derjenigen zu erlangen, die sie umgaben; sie genoß auch gar keine Art von Vorzug in dem Hause ihrer Mutter; die Dienerschaft und die Freunde von Madame Thalheim betrachteten sie noch immer wie ein Kind; sie war so ungefällig und so sonderbar abgeschmackt. Da Nachdenken nicht ihre Sache war, sagte sie oft so ungereimte Dinge, daß sie in der Gesellschaft unbedeutend, langweilig und unangenehm war. Jeder Zwang schien ihr unerträglich, und für sie war alles Zwang; alle in der Welt angenommenen Gebräuche schienen ihr tyrannisch, sie fand die Höflichkeit unbequem, und war nur vergnügt, wenn sie mit Personen ohne Erziehung aus niederm Stande umgehen konnte. Weit entfernt, Rathschläge die sie so sehr bedurfte, zu suchen, fürchtete sie vielmehr dieselben, weil sie fühlte, daß sie nicht den Muth habe, sie zu befolgen.

Auch wenn ihre Mutter ihr die Fehler ihres Characters vorstellte, so hörte Alphonsine mehr mit Widerwillen als Reue zu. Diesen Unterhaltungen folgte von Seite Alphonsinens immer Verlegenheit und üble Laune, welche sie weder überwinden noch vermindern konnte, denn sie war gewöhnt, den Eindrücken welche sie empfing, nachzugeben; da sie keine Gewalt mehr über sich hatte, zog sie vor ihr Unrecht zu vergrößern, als sich zu bemühen, die Mittel zu ihrer Besserung aufzusuchen.

Alphonsine hatte keinen Fehler ihrer Kindheit abgelegt, und hatte noch sehr viele neue angenommen. Seit zwei Jahren bekam sie ein sehr beträchtliches Monatgeld für ihre Kleider; doch war sie immer sehr schlecht gekleidet, und machte noch Schulden. Endlich näherte sie sich ihrem achtzehnten Jahre. Ein glücklicher Zeitpunkt für sie, denn jetzt war die Zeit gekommen, wo man alle Lehrer für immer aufgab. An demselben Tag trat Madame Thalheim in das Zimmer ihrer Tochter, hielt ein Buch in der Hand, und legte es auf einen Tisch, indem sie sich neben Alphonsine setzte. Du bist jetzt achtzehn Jahre, sagte sie zu ihr, dieses ist das Alter, in welchem gewöhnlich die Erziehung vollendet ist. Bis auf diesen Augenblick habe ich alles gethan, was ich konnte; siehe hier die Beweise. Hier ist das Tagbuch, von dem ich Dir oft gesagt habe, daß es den umständlichen Bericht von allen den Sachen enthält, die

Du während Deiner Kindheit verloren, so wie alle die Ausgaben, die Du ohne Nutzen veranlaßt hast. Ich habe auch die alten Noten Deiner Gouvernante und die Deines Kammermädchens dazu gelegt; ich habe die verschiedenen Summen zusammen gerechnet, und das Ganze beläuft sich auf dreißig Tausend Gulden. Ach Mutter! rief Alphonsine, ist es möglich? — Und du siehst, daß ich in diese Berechnung die nothwendigen Ausgaben gar nicht aufnahm; wie z. B. Deinen Unterhalt, und die Bezahlung jener Lehrer, denen es gelang, Dir etwas beizubringen. Du hast eine hübsche Handschrift, Du spielst ziemlich gut vom Blatt, von diesen zwei Lehrern habe ich in meinem Tagbuche nicht gesprochen, obschon ich sie Dir viel länger halten mußte, als wenn Du mehr Fleiß angewendet hättest. Indem ich alle die andern Lehrer aufzeichnete, habe ich auch nicht vergessen, die Ausgaben während zwei Jahren für Deine Lehrerin im Sticken zu bemerken, so wie die ungeheure Menge Gold, Seide, Wolle, Chenillen, Stramin, Atlas und Sammet, welche Du verdorben hast, ohne daß man eine Deiner Arbeiten hätte brauchen können. Aber, erwiederte Alphonsine, dreißig Tausend Gulden! ich kann es nicht vergessen! — Du wirst Dich nicht mehr verwundern, sagte die Mutter, wenn Du Dich erinnerst, was ich Dir tausendmal sagte, daß auch die kleinste Verschwendung oft wiederholt, endlich zur großen Summe heran wächst, und verderblich wird. Nur zum Beispiel, Du hast eine Uhr; es verstrich kein

Monat, wo Du sie nicht beim Uhrmacher oder Juwelier hattest, bald fehlte dies bald jenes; fast jeden Monat kostete die Uhr drei bis vier Gulden. Dieser einzige Artikel machte in zehn Jahren über vier Hundert Gulden. Man muß solche verschwenderische Ausgaben sehr beklagen, besonders wenn man bedenkt, welch einen weit bessern Gebrauch man von jenem Gelde hätte machen können. Dreißig Tausend Gulden, welche Du meine Tochter verloren hast, würden mehr als zwanzig Familien ein glückliches Schicksal bereitet haben.

Diese letzte Bemerkung machte Alphonsinens Thränen fließen; sie nahm die Hand ihrer Mutter, und indem sie dieselbe in der ihrigen drückte, rief sie aus: O wie strafbar bin ich! Aber, meine liebe Mutter, obschon ich keine Talente und Kenntnisse besitze, so blieben mir doch von allem, was ich lernte, die Anfangsgründe. Ohne Zweifel, erwiederte Madame Thalheim, und wenn Du mit Eifer und Fleiß lernen würdest, so könntest Du einen Theil des Geldes wieder gewinnen, welches Du verloren hast. Aber Du müßtest von nun an eben so viel Fleiß und Thätigkeit anwenden, als Du bisher Unbeständigkeit und Faulheit zeigtest. Bei diesen Worten seufzte Alphonsine, und fiel in tiefes Nachdenken. Ich weiß, fuhr ihre Mutter fort, daß Dein Reichthum und die Lobsprüche, welche man Deinem Gesichte gibt, Dich glauben machen, Du bedürfest der Talente und Anmuth weniger, als andere Personen; aber wenn man die unsichersten und der

Achtung am wenigst würdigen Vortheile besitzt, ist es vernünftig, jene Vorzüge zu verachten, welche uns allein den wahren Werth geben? Macht die Schönheit liebenswürdig? getrennt von Anmuth kann sie nicht einmal gefallen. Sind es die Reichthümer, die glücklich machen? wirst Du nicht beinahe aufgezehrt von Langeweile, immer mit Dir selbst und mit andern unzufrieden? und überdies kennst Du denn den Vermögenszustand Deines Vaters? Wie, wenn er sein Vermögen verlöre? Diese letzten Worte erweckten Alphonsinens Aufmerksamkeit; sie betrachtete ihre Mutter mit einer Art von Entsetzen. Madame Thalheim hörte auf zu sprechen und richtete ihre Augen gen Himmel; nach einigen Augenblicken des tiefsten Stillschweigens, welches Alphonsine nicht zu unterbrechen wagte, nahm sie das Wort wieder, sprach von etwas anderm, nnd nach einer Viertelstunde stand sie auf, ging hinaus, und ließ ihre Tochter, von Unruhe und Traurigkeit niedergebeugt, allein.

Alphonsinens Beängstigung war nur zu gegründet. Ihr Vater war in eben dem Grade unersättlich, als seine Frau genügsam. Nicht zufrieden mit fünfzig Tausend Gulden jährlicher Einkünfte, trat er in neue unermeßliche Unternehmungen, und rannte so seinem Verderben zu. Seine Frau kannte noch den ganzen Umfang seines Unglückes nicht; aber sie errieth einen Theil, und machte darum ihre Tochter darauf aufmerksam. Thalheim besser davon unterrichtet, suchte, indem er seinen Kredit zu

erhalten hoffte, den schlechten Zustand seiner Geschäfte zu verbergen; aber bald deckten mehrere Bankerotte derer, die mit ihm in Geschäftsverbindungen waren, die schreckliche Zerrüttung der seinigen auf.

Thalheim konnte diesen Schlag des Schicksals nicht ertragen; er wurde krank, und selbst die größte Sorgfalt und Pflege seiner Frau und Alphonsinens konnten ihm dem Tode nicht entreißen. Er starb, indem er den Ehrgeiz und die Habsucht verwünschte, welche die traurige Ursache seines Sturzes und seines Todes war. Madame Thalheim war nur mit der Sorge beschäftigt, alle seine Gläubiger zu befriedigen. Ihres Mannes ganzes Vermögen konnte nicht hinreichen. Zwar besaß sie ein Landgut, das jährlich drei Tausend Gulden abwarf, auf welches die Gläubiger kein Recht hatten; aber um die Summe vollständig zu machen, welche zur Tilgung der Schulden ihres Mannes erfordert wurde, überließ sie ihnen auch diese Einnahme auf sechs Jahre, das Einzige was ihr geblieben war. Alphonsine gab auch zu demselben Zwecke die Diamanten her, welche sie von ihrer Mutter erhalten hatte.

Nun blieb Madame Thalheim, um sechs Jahre leben zu können, nichts übrig, als ihre wenigen Juwelen und einiges Silberzeug; sie verkaufte es, und erhielt dafür acht Tausend Gulden. Alphonsine, sagte sie zu ihrer Tochter, wir müssen auf das Land ziehen, um dort wohlfeiler leben, und mit dieser Summe ausreichen zu können, bis ich wie-

der die Einkünfte meines Gutes erhalte. — O meine Mutter! rief Alphonsine schmerzlich aus — acht Tausend Gulden! Das ist alles was uns bleibt. Welch ein Gedanke für mich, wenn ich bedenke, was ich Dich gekostet habe! — Denke nicht mehr daran, antwortete ihre Mutter, indem sie sie umarmte; wenn ich unser ganzes Unglück gewußt hätte, so würdest Du niemals erfahren haben, was Du gekostet hast. Da dies nur meinen und Deinen Schmerz vergrößert, so habe ich dieses Tagbuch den Flammen übergeben, und alles, was es enthielt, ist für immer aus meinem Gedächtniße verbannt. Ach! erwiederte Alphonsine, indem sie zu den Füßen ihrer Mutter niederfiel, ich fühle eine zu wahre Reue, um diese Fehler je zu vergessen, welche Du mir mit so viel Großmuth verzeihest! Der Wunsch und die Hoffnung sie zu verbessern und Dein Glück zu machen, können mich jetzt einzig an das Leben binden. O meine Mutter! ich weiß es, eine würdige Tochter könnte Dich über Dein Unglück trösten, nun ich will mich bessern, ich will suchen, die Tugenden zu erlangen, welche mir fehlen. Du bedarfst eine Freundin, ich will die Deinige werden; und um einen so theuern Titel zu erhalten, werde ich alles über mich selbst gewinnen.

Während diesem Gespräche betrachtete Madame Thalheim Alphonsine, die in Thränen gebadet, ihre Kniee umklammerte, mit Entzücken; sie hob sie auf, nahm sie in ihre Arme, und sie an ihre Brust drückend, sagte sie zu ihr: Du läßt mich in diesem

Augenblicke die ganze Freude fühlen, die nur das Herz einer Mutter zu empfinden fähig ist; seufze nun nicht mehr über mein Schicksal ... Indem sie diese Worte sagte, konnte sie ihre Thränen nicht zurück halten; aber diese Thränen waren die süßesten, die sie je vergossen hatte.

Noch denselbigen Abend klagte Alphonsine über einen heftigen Kopfschmerz; den andern Tag hatte sie Fieber; ihre Mutter ließ den Arzt holen, welcher, nachdem er sie aufmerksam beobachtet hatte, erklärte, daß er all die Anzeichen, die den Blattern voran gingen, an ihr fände. Er hatte sich nicht getäuscht. Diese Krankheit erschien auf die beunruhigendste Weise. Der Arzt verbarg der Mutter nicht, daß es die gefährlichste Art der Blattern sei, die ihre Tochter habe. Madame Thalheim, niedergebeugt von unnennbarem Schmerz, verließ Alphonsinens Bette nicht, und blieb vier Tage in dieser schrecklichen Unruhe. Alphonsine genoß in den Augenblicken eines heftigen Irrseyns die Pflege ihrer Mutter, ohne sie zu kennen; sie war in ihren Armen, und begehrte nach ihr, indem sie schmerzlich ausrief: Meine Mutter verläßt mich!... ich habe es verdient!.. ich habe sie nicht glücklich gemacht!.. ich sterbe ohne ihren Segen zu empfangen... O mein Gott! verzeihe mir!...

Diese Reden, von Seufzern unterbrochen, durchbohrten das Herz der Mutter. Vergebens antwortete sie ihrer Tochter, und benetzte sie mit ihren

Thränen. Alphonsine hörte sie nicht, und fing ihre traurigen Klagen immer wieder aufs neue an. Die Krankheit machte sehr schnelle Fortschritte, und war vorzüglich auf dem Gesicht am heftigsten, so daß bald eine dicke Kruste ihre Augen bedeckte, und und sie des Lichtes gänzlich beraubte. Dieser neue Unfall, da er in den Blattern so häufig ist, beunruhigte Anfangs nicht; als er aber endlich so bedeutend zunahm, daß der Arzt davon lebhaft besorgt wurde, konnte er es Madame Thalheim nicht länger verbergen, daß er fürchte, Alphonsine möchte für immer das Augenlicht verlieren. O Himmel! rief die unglückliche Mutter aus, meine Tochter wird blind seyn!.. Das Uebel erwiederte der Arzt, scheint mir noch nicht ohne Heilung, und ich will Ihnen ein Mittel vorschlagen, welches mir in einem ähnlichen Falle geholfen hat; es handelt sich blos davon, dem Gifte, welches sich auf ihren Augen befindet, eine Ableitung zu geben... Es gibt kein Mittel, besonders in einer so großen Stadt, welches man nicht für Geld erhalten kann. Es wird nicht schwer seyn, eine Person in bedrängten Umständen zu finden, die sich entschließt Ihrer Fräulein Tochter den mühsamen und eckelhaften Dienst zu erzeigen, welcher ihr das Gesicht erhalten könnte; aber es wäre zu wünschen, daß diese Person vollkommen gesund ist. Welchen Dienst, unterbrach ihn lebhaft Madame Thalheim, und was wollten Sie sagen? Es müßte sich, antwortete der Arzt, Jemand entschließen, das Gift, welches sich auf den Augen

befindet, langsam auszusaugen. — O Gott! wie dank ich dir, rief Madame Thalheim aus, indem sie die Hände faltete, wie dank ich dir, daß du mir ein reines Blut, und reine Gesundheit gegeben hast. Ach, in diesem Augenblick allein fühle ich den ganzen Werth dieser Wohlthat! Lassen Sie uns zu meiner Tochter gehen, fuhr sie zum Arzt gewendet fort, wir wollen keinen Augenblick verlieren. — Wie, gnädige Frau, sagte der Arzt, wäre es möglich, Sie selbst wollten diese schreckliche Operation vornehmen, da Sie es zahlen können? — Ja, ich selbst. Sollte ich auf diese Art das Elend einer Unglücklichen mißbrauchen, sollte ich sie nöthigen, einen für sie unüberwindlichen Abscheu zu bezwingen, der für mich so leicht zu unterdrücken ist? Ich würde dadurch eine unmenschliche und feige Handlung begehen, indem ich jetzt eine mütterliche vollbringe. Wie könnte ich mir es versagen, an meiner Tochter diese theuere, heilige Pflicht zu erfüllen. — Aber, gnädige Frau, werden sie den Muth haben? — Ich bin Mutter, meine Tochter ist in Gefahr, und Sie zweifeln an meinem Muth? — Aber sie setzen Ihre Gesundheit in Gefahr! — Kommen Sie, verlieren wir keine Zeit mehr. Bei diesen Worten zog sie den Arzt, ohne ihn weiter zu hören, in das Zimmer ihrer Tochter.

Alphonsine hatte ihr ganzes Bewußtseyn wieder erhalten. Ihre Mutter suchte sie zu vermögen, das vom Arzte verordnete Mittel zu dulden, hütete sich aber wohl, zu sagen, daß sie selbst die Operation vornehmen wolle. Ich habe, sagte sie zu ihr, eine Frau gefunden, welche sich entschloß, Dir diesen

Dienst zu leisten, und sie wird so gut belohnt, daß Du sie nicht beklagen darfst. — O Himmel! unterbrach sie Alphonsine, wie sollte ich nicht eine Person bedauern, die unglücklich genug ist, sich zu dieser schrecklichen Operation herzugeben! Wie, kann man mir das Gesicht nur um diesen Preis wiedergeben? Mein Herz überläßt sich der einzigen Idee, was diese unglückliche Frau leiden muß. Ach! erlaubt denn die Menschenliebe eine solche Hülfe zu erkaufen? Denke an Deine Mutter, erwiederte Madame Thalheim, denke an die tödtliche Unruhe, die ihre Seele zerreißt. Ueberdieß hatte diese Frau schon die Blattern, darf also keine Ansteckung befürchten. Sey versichert, daß sie einzig mit Deiner Heilung und ihrer Belohnung beschäftigt ist; sie wird nichts so schweres in dem Amte finden, welchem sie sich weihet. Endlich, meine Tochter, ich fordere von Dir diesen Beweis von Unterwerfung. Dir zu gehorchen, entgegnete Alphonsine, ist die erste meiner Pflichten; Du befiehlst, mir ist nicht mehr erlaubt zu zögern.

Nach diesen Worten ließ man eine Frau eintreten, welche sich dem Bette der Kranken näherte, und mit festem Tone ihre Bereitwilligkeit und ihres Muthes versicherte. Nun, sagte Madame Thalheim, muß die Operation beginnen, ich gehe, und komme erst wieder, wenn sie vollendet ist. Indem sie diese Worte sagte, that sie, als ob sie das Zimmer verließe, und näherte sich dann langsam dem Bette Alphonsinens, setzte sich auf den Platz

dieser Frau, welche sich hinter sie stellte, damit Alphonsine von Zeit zu Zeit dieselbe unbekannte Stimme hören konnte, welche anfangs mit ihr sprach. Alphonsine, die ihre Mutter entfernt glaubte, beschwor den Arzt, die Operation noch einen Augenblick zu verzögern: dann nahm sie eine Hand ihrer Mutter, drückte sie, und da sie glaubte, sie wende sich an die unbekannte Frau, sagte sie ihr: O unglückliche Frau, verzeihe das eckelhafte Geschäft, wozu Dein Schicksal Dich zwingt... Ach! ich fühle Deine Hand zittern, wie? Du drückest die meinige! O Himmel, flehest Du um Mitleiden? Ist diese Operation über Deine Kräfte? Ach, ich begreife es... Ach Gott, fuhr Alphonsine fort, sie schließt mich in ihre Arme — ich höre sie weinen. Ihre Worte, unterbrach sie der Arzt, und Ihr Zartgefühl rühren sie; sie verwandeln ihren Eifer in Zuneigung. In diesem Augenblicke nahm die unbekannte Stimme das Wort, und versicherte, daß ihr Entschluß unerschütterlich wäre, und daß er ihr tausendmal weniger koste, als sich Alphonsine dächte. Als sie aufgehört hatte zu sprechen, gebot der Arzt Allen die im Zimmer waren, Stillschweigen, und ließ die Operation beginnen, welche beinahe sechs Minuten dauerte. Nach Verlauf dieser Zeit schickte der Arzt die Frau hinweg, indem er ihr anempfahl, diesen Abend pünktlich wieder zu kommen, was sie auch versprach, nachdem sie von Alphonsine die zärtlichsten Danksagungen und die Versicherung einer ewigen Dankbarkeit erhalten hatte.

Diese mehreremale wiederholte Operation brachte eine merkliche Besserung hervor. Endlich den dritten Tag erklärte der Arzt, daß man nur noch einmal genöthigt wäre, dieses für Alphonsine so betrübende Mittel anzuwenden. Während dieser letzten Operation glaubte sich Alphonsine in den Armen einer fremden Frau; plötzlich erhob sie ein Freudengeschrei, indem sie ausrief: Ich sehe den Tag. Als sie diese Worte sagte, hob sie den Kopf in die Höhe, um diejenige zu sehen, der sie das Gesicht verdankte; aber anstatt eines fremden Gesichtes, welches sie suchte, erkannte sie das theure Gesicht der zärtlichsten Mutter. Wie war sie erstaunt und ergriffen! Gerechter Gott! rief sie aus, wie! Du bist es? Meine Mutter ist es!... Seufzer erstickten ihre Stimme, und indem sie ihren Kopf an das Herz ihrer Mutter legte, konnte sie anfangs die leidenschaftlichen Bewegungen ihrer Dankbarkeit nur durch Thränen ausdrücken. Der Arzt sagte ihr hierauf, daß sie Niemand andern, als ihrer Mutter diese Hülfe danke, welche sie ihr immer selbst geleistet. O, meine Mutter, sagte Alphonsine, wie theuer ist mir nun das Leben, ach! wie schmerzlich würde es mir seyn, dasselbe zu verlieren, ehe ich Dir meine Zärtlichkeit und Dankbarkeit beweisen könnte! Ich will fortan nur leben, um Dein Glück zu machen, und ich kann nur durch Dich glücklich seyn.

Alphonsine sprach mit so viel Ausdruck und Feuer, daß der Arzt, indem er für die Folgen einer

so heftigen Bewegung fürchtete, sie unterbrach, und die Unterredung beendigte, welche das Fieber hätte vermehren können.

Von diesem Tage an hatte die Krankheit alle Gefahr verloren; aber der Arzt erklärte, daß Alphonsine bedeutende Narben im Gesichte bekommen würde. In der That, Alphonsine verlor ihre Schönheit; obschon die Narben nicht tief waren, so konnte man doch sie kaum wieder erkennen, so entstellt war ihr Gesicht. Sie hatte die schönsten Haare von der Welt verloren, ihre Züge hatten den feinen Ausdruck, ihr Gesicht den reinen Glanz der glatten und weißen Haut verloren. Da sie wußte, wie sehr sie verändert war, so hatte sie kein Verlangen, sich im Spiegel zu betrachten. Indessen als sie das Erstemal aufstand, konnte sie nicht vermeiden, sich zu sehen. Ihre Mutter gab ihr den Arm und, und indem sie sie zu einem Lehnstuhl führte, ging sie mit ihr an einem Spiegel vorüber. Alphonsine warf einen Blick hinein, und konnte sich nicht überwinden, heftig zu zittern, indem sie stehen blieb. Ist dieses, sagte sie, das Gesicht, was man noch vor drei Wochen so schön fand! Was würde Dein Loos seyn, erwiederte Madame Thalheim, wenn Du die Thorheit gehabt hättest, einen Werth auf diese nichtige Schönheit zu legen, welche ein Augenblick zerstören kann... und die nothwendigerweise in dem kurzen Zeitraume von einigen Jahren verloren geht.

Da nun Alphonsine durch das Unglück mehr zum Nachdenken gestimmt wurde, wozu auch die Dankbarkeit sie aufforderte, so bemühte sie sich, alle ihre Fehler zu besiegen, und wurde nun eben so vernünftig, thätig und würdig geliebt zu werden, als sie vorher träge, faul, unbeständig und leichtsinnig war. Sobald ihre Gesundheit vollkommen hergestellt war, zog ihre Mutter mit ihr auf das Land.

Alphonsine gewann bald die reinen, ländlichen Vergnügungen lieb. Ihre Mutter suchte, sie auf alle die Reize eines ländlichen Aufenthaltes aufmerksam zu machen, und Alphonsine hörte ihre Mutter mit einem Vergnügen an, welches sie vorher nie empfunden hatte. Ehemals hatte sie aus Trägheit und Zerstreuung jede längere Unterhaltung vermieden; aber nun hatte ihr Unglück in ihr eine eben so heilsame als erstaunenswürdige Veränderung hervorgebracht. Sie gewöhnte sich nachzudenken, sie konnte jetzt lebhaft fühlen, und sie genoß ein unbeschreibliches Vergnügen, sich mit ihrer Mutter zu unterhalten. Da sie dieselbe für all den Kummer entschädigen wollte, den sie ihr durch ihre Trägheit verursacht hatt, so bemühte sie sich mit einem Eifer, der sie zwar anfangs ermüdete, aber bald ihr nicht mehr beschwerlich erschien, die Beschäftigung sich mit Arbeiten, Lesen, Musik und Zeichnen wieder anzufangen und fortzusetzen. Jetzt, bei wirklichem Fleiß, war ihr das Alles mehr ein Vergnügen, als eine Last. Anfangs leitete sie nur der Wunsch, ihre Mutter glücklich zu machen, und ihre Dankbarkeit

zu beweisen; aber nach und nach, selbst entzückt und erstaunt über die Schnelligkeit ihrer Forschritte, studierte sie aus Vergnügen; und durch anhaltenden Eifer, Geduld und Fleiß, brachte sie es dahin, all' die früher verlorne Zeit wieder zu gewinnen. Sie erlangte gründliche Kenntnisse, und überwiegende Talente; der angenehme ländliche Aufenthalt wurde ihr mit jedem Tage theuerer.

Bald fanden sie in ihrer Umgebung einen freundlichen Umgang; vorzüglich schloß sich Madame Thalheim mit ihrer Tochter an eine Wittwe an, welche sich Hortensia nannte, und mit den Reizen eines schönen Aeußern tausend angenehme Talente, einen feinen gebildeten Takt, ein gefühlvolles Herz, und die schätzenswerthesten, anziehendsten Eigenschaften verband. Sie wurde ihre Freundin, war oft bei ihnen, oder lud sie zu sich, wo sie dann gegenseitig ländliche Feste veranstalteten. Alphonsine war vorzüglich die Zierde dieser kleinen Feste, durch ihre Munterkeit, Liebenswürdigkeit und Talente. Sie war nicht mehr schön, aber sie gefiel tausendmal besser, als in jener Zeit, wo man mit Recht die Regelmäßigkeit ihrer Züge und den blendenden Glanz ihres Teints bewunderte. Sie hatte die schönste Taille von der Welt behalten, und die Anmuth und Haltung erlangt, ohne welche dieser Vortheil kaum bemerkt wird. Sie war nicht mehr prächtig gekleidet, aber ihr Anzug war geschmackvoll und reinlich. Man betrachtete sie ohne Erstaunen; aber je mehr man sie ansah, desto mehr gefiel ihr

noch ausdrucksvolles Gesicht, das noch immer anziehen konnte.

So verlebten sie ruhige und freundliche Tage. Als eines Abends Madame Thalheim mit ihrer Tochter spazieren ging, begegnete sie einem schwarz gekleideten Mann, der langsamen Schrittes einher ging, und in die tiefste Träumerei versunken zu sein schien. Indem er an Madame Thalheim vorüber ging, richtete er seinen Blick auf sie, machte eine Bewegung der Verwunderung, und näherte sich. Nun erkannte Madame Thalheim mit Erstaunen Herrn von Ruhberg. Nach den ersten Begrüßungen eröffnete ihr Ruhberg, daß er vor Kurzem das größte Unglück erlebt habe, den theuersten Vater durch den Tod zu verlieren; und er fügte hinzu, daß seit diesem Augenblicke ihm der Aufenthalt in der Stadt zuwider geworden wäre, und daß er einige Monate reisen wolle.

Als er seine Erzählung geendet hatte, wollte Madame Thalheim, da es dunkelte, nach Hause gehen. Herr von Ruhberg bat um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen, und bot ihr den Arm. In diesem Augenblicke erinnerte er sich, das Madame Thalheim eine Tochter hatte, und bemerkte erst, daß sie bei ihr war; er redete sie an, aber er konnte sie nicht sehen, da sie an der andern Seite der Mutter ging; auch die Dunkelheit erlaubte ihm nicht, ihre Züge zu unterscheiden. Madame Thalheim langte an der Thüre ihres kleinen Hauses an. Sie läutete, eine Magd kam zu öffnen. Sie trat in

den Hof; Herr von Ruhberg sagte mit Rührung: Wie, gnädige Frau, dieses ist ihre Wohnung? Er erinnerte sich in diesem Augenblicke an das unermeß-Vermögen, welches Madame Thalheim ehemals besessen, und welches sie nur darum ganz verloren hatte, weil sie damit alle die Schulden ihres Mannes zahlte. Sie gingen indessen die Treppe hinauf, und kamen in ein hübsches geräumiges Zimmer, welches mit sehr schönen Zeichnungen geschmückt, und mit Geschmack möblirt war. Madame Thalheim sagte: Ist dieses Kabinet nicht hübsch? alles was es enthält, ist die Arbeit meiner Tochter; sie hat diese Möbeln gestickt, und alle diese Landschaften gezeichnet... Bei diesen Worten konnte Ruhberg nicht umhin, ein Erstaunen zu zeigen, welches Zweifel verrieth; zu gleicher Zeit heftete er seine Augen auf Alphonsine, und betroffen über die Veränderung ihres Gesichtes, betrachtete er sie aufmerksam, ohne sie wieder zu erkennen. Alphonsine lächelte ein wenig erröthend, und dieses Lächeln verschönerte ihr Gesicht so sehr, daß Ruhberg, welcher sie immer noch betrachtete, ein neues Erstaunen bezeigte. Anfangs hatte er Alphonsine mit Neugierde angesehen, jetzt fing er an, sie mit lebhafter Theilnahme zu betrachten. Er bemerkte daß sie größer geworden war, er bewunderte die Schönheit ihrer Taille, den edeln Anstand ihrer Haltung, den Ausdruck ihres Gesichtes, und er fand, daß die Anmuth, welche sie erlangt, tausendmal mehr werth sei, als der Glanz ihres Teints, und die Regelmäßigkeit ihrer Züge,

welche sie verloren hatte, Ihre Unterhaltung setzte ihn noch mehr in Erstaunen. Indem er sie sprechen hörte, kostete es ihm Mühe, sich zu überreden, daß dieses dieselbe Person sei, welche er ehemals so abgeschmackt und so wenig liebenswürdig gefunden hatte. Er konnte nicht begreifen, das drei Jahre eine so auffallende und außerordentliche Veränderung hervorgebracht hatten. Als er Madame Thalheim verließ, bat er sie dringend um die Erlaubniß, sie wieder besuchen zu dürfen; er kam auch gleich den andern Tag auf einige Stunden wieder. Man unterhielt sich mit Musik. Ruhberg hörte Alphonsine singen und die Harfe spielen. Er glaubte zu träumen, wenn er sich dachte, daß diese junge so reizende Person dieselbe Alphonsine wäre, welche er, ungeachtet ihres Reichthums und ihrer Schönheit, nicht heirathen wollte, weil sie ihm damals eben so beschränkt als unwissend schien.

Auch in der ganzen Umgegend welche Ruhberg besuchte, hörte er nur von Alphonsinens Vorzügen sprechen; sie hatte durch ihr liebliches Wesen, ihren Geist, und vorzüglich durch ihre Sanftmuth, ihr vollkommen gleiches Benehmen, und durch ihre Zärtlichkeit für ihre Mutter, alle Herzen gewonnen. Hortensia lobte Alphonsine mit der ganzen Wärme inniger Freundschaft; und Ruhberg zog die Gesellschaft Hortensiens allen andern Gesellschaften vor. Obschon Ruhberg viel bei Madame Thalheim war, so wagte er doch kaum, bescheiden und zurückhaltend wie er war, mit

Alphonsine zu sprechen; aber er hörte und beobachtete sie mit einer Aufmerksamkeit, von der er sich durch nichts zerstreuen ließ; er bezeigte Madame Thalheim die ganze Achtung und Zuneigung des zärtlichsten und besten Sohnes. Nachdem er drei Monate in ihrer Nähe zugebracht hatte, und endlich Alphonsine, durch ihren Ruf und durch die Beobachtung ihres Charakters, ganz kannte, verbarg er seine Gefühle, welche selbst die Vernunft billigte, nicht mehr. Er öffnete sein Herz Madame Thalheim, und bat um die Hand ihrer Tochter. Sie verdienen sie, antwortete Madame Thalheim, Sie haben, da sie schön und reich war, sie verschmäht, und Sie wählen sie jetzt, da sie ihre Schönheit und ihr Vermögen verloren hat. Nur Anmuth, Talente und Tugend können Ihnen eine wahre Neigung einflößen. Man darf auf die Dauer eines solchen Gefühls zählen; da es jedoch unmöglich ist, sich selbst zu täuschen, so fordere ich, daß Sie noch ernstlich über eine Verbindung nachdenken, welche Ihr und meiner Tochter Schicksal entscheiden soll. Reisen Sie sechs Monate. Nach Verlauf dieser Zeit, wenn Sie sich dann in Ihren Gesinnungen treu blieben, kehren Sie zurück, Alphonsine soll dann Ihnen gehören. Bei diesen Worten warf sich Ruhberg zu Madame Thalheims Füßen nieder, und beschwor sie, sein Glück nicht länger zu verzögern. Aber Madame Thalheim war unerschütterlich, und ließ sich weder durch seine Bitten noch durch seine Einwendungen rühren, und Ruhberg war zu sei-

nem größten Kummer genöthiget, am andern Morgen abzureisen. Kaum waren die sechs Monate verflossen, als er wieder an den Ort zurück kehrte, den Madame Thalheim bewohnte. Bei seiner Ankunft war Madame Thalheim mit ihrer Tochter allein in ihrem Zimmer. Plötzlich öffnete sich die Thüre, Ruhberg trat ein; er stürzte zu den Füßen der Mutter nieder. Zum erstenmale sprach er in Gegenwart Alphonsinens von seinen Gefühlen; er bat um ihre Hand, er betheuerte, daß er sie nie von ihrer Mutter trennen werde. Alphonsine erklärte, daß sie nur unter dieser Bedingung sich entschließen könne, ihre Lebensverhältnisse, die alle Wünsche ihres Herzens ausfüllten, zu ändern; und Ruhberg versicherte Alphonsine, daß ein Gefühl, welches so natürlich wäre, sie ihm nur noch theuerer mache. Denselben Abend noch unterzeichnete Madame Thalheim den Ehekontract ihrer Tochter. Nach drei Tagen feierte man das Trauungsfest, und diese Verbindung brachte Ruhberg auf den Gipfel seiner Wünsche.

Theodora und Eugenia fanden sich öfter in dieser Erzählung getroffen Wenn sie auch beide jetzt viel fleißiger sind, als sie es anfangs waren, und auch nicht mehr so viel verlieren und verderben, so kehren doch diese Fehler manchmal zurück; noch wird es manche Anstrengung erfordern, sie ganz davon zu heilen. Ich fürchte nicht, meine gute Au-

guſte, daß Du Dich eines ſolchen Fehlers ſchuldig machen wirſt; Deine vortreffliche Mutter gibt Dir das ſchönſte Beiſpiel, ſie gewöhnt Dich ſowohl an Fleiß, als auch vorzüglich daran, Deine Sachen rein und ordentlich zu erhalten. Beſonders freut mich die Verſicherung, die mir Deine gute Mutter jüngſt erſt machte, daß Du eine ſo hohe Ordnungsliebe beſitzeſt; doch mußt Du trachten, daß dieſelbe nicht in Pedanterie ausarte, das heißt, wenn unvorhergeſehene Zufälle zuweilen eine kleine Störung der vorgeſetzten Weiſe veranlaſſen, und die Ordnung unterbrechen, dann muß man ſich gewöhnen auch das Widrige der unabänderlichen Vorfälle, die oft ſo ſtörend in unſer Leben eingreifen, ertragen zu können, ohne die Heiterkeit zu verlieren. Das Leben legt dem weiblichen Gemüthe oft viel Schweres auf. Bleibt die Ordnungsliebe ſo in ihrer Gränze, dann iſt ſie auch eine der ſchönſten Tugenden im häuslichen Leben.

Meine Zöglinge beſchäftigte die Geſchichte Alphonſinens ſehr; beſonders Edeltrude, Erminia und Nina wollten nicht begreifen, wie Alphonſine es über ſich gewinnen konnte, in ihrer ſo beſchränkten Lage zufrieden zu ſein, da ſie früher in ſo großem Ueberfluſſe lebte.

»Wirklich,« ſagte ich, »dieſer Zug in Alphon»ſinens Charakter verdient unſere ganze Bewun»derung denn hier feiert die kindliche Liebe ihren »höchſten Triumph. Nur um der Mutter zu gefal»len, lernte ſie ſich beſchäftigen, und nur aus Liebe

»für sie, lernte sie entbehren. Sie, die früher so »verschwenderisch war, befliß sich nun einer edlen »Genügsamkeit, deren auch vorzüglich das weibliche »Herz bedarf, um mit Ruhe und Heiterkeit, Andere »beglückend, die hohe Aufgabe des Lebens zu lösen.« Adelheide bemerkte hier: »ach! Tante Clara, »wenn von der Genügsamkeit die Rede ist, so muß »ich immer der Einsiedler in der Normandie »gedenken.« — »Es ist wahr, jene Erzählung zeigt »uns den höchsten Grad der Genügsamkeit, an Mi»chel und Jakobine; allein diese guten Menschen »hatten kein Verdienst davon, da sie damals nichts »Anderes kannten, als ihre so beschränkte, nächste »Umgebung. Dort war die Genügsamkeit reine »Natur, von dem guten Gott in die Herzen from»mer Menschen gepflanzt; in Alphonsine ward »sie zur edlen Tugend, indem sie sich den Segen »des Himmels durch ihre Besserung und kindliche »Liebe erwarb.«

Da der zweite August mir stets ein sehr wichtiger Tag ist, der Tag, an welchem Deine theuere Mutter sich mit Deinem edlen Vater vermählte, so glaube ich, denselben am würdigsten feiern zu können, wenn ich nach Vollbringung eines innigen Gebetes, noch ein halbes Stündchen, welches ich nach Erfüllung meiner Berufspflichten zu gewinnen wußte, meiner guten Auguste weihe.

Liebe, mein Kind, ist, wie Du schon weißt, das größte, das höchste Gebot, welches der Herr uns gab, und wie leicht wird dem liebenden Ge=

müthe das Wohlwollen. In Liebe und Wohlwollen gedeihet aber die Herzen gewinnende Freundlichkeit. Sie ist es, die unsere Herzen allem Edeln und Guten zuwendet; in der Freundlichkeit des Gemüthes spiegelt sich alles heiter ab, was das Leben dem Blicke vorüber führt; die Freundlichkeit beglücket uns selbst, durch die schönen lebendigen Farben, mit denen sie unser Inneres ausschmücket; nur heitere Bilder läßt sie uns aufnehmen, und mildert die trüben, die sich manchmal eindrängen, und wehret denselben das längere Weilen. Die Freundlichkeit nähert, verbindet uns mit Anderen. Wem wir in Freundlichkeit begegnen, dessen Zuneigung wird uns erfreuen, nur finsterer Trübsinn wird der Freundlichkeit widerstehen. Auch dem freundlichen Gemüthe nahen zuweilen düstere Schatten, doch tritt die Freundlichkeit sogleich wieder beglückend hervor, sobald sich eine Gelegenheit darbietet, dieselbe in Ausübung zu bringen. Laß, meine Auguste, die Freundlichkeit doch ja recht feste Wurzel fassen, in Deinem jungen Herzen, Dir und Andern zum Segen.

Da ich Dir wieder eine unterhaltende Erzählung mitzutheilen habe, die so manches Lehrreiche enthält, und Dir gewiß Vergnügen machen wird, so will ich sogleich damit beginnen:

Fünfte Erzählung.

Die glückliche Heilung.

Antoinette, eine reiche Erbin und von vornehmer Geburt, besaß Schönheit, Verstand und

ein gutes Herz. Sie war die einzige Tochter der Gräfin von Montrose, welche Wittwe war. Die Gräfin liebte ihre Tochter außerordentlich, aber sie war nicht im Stande, ihr eine gute Erziehung zu geben, da sie selbst zu viel Leichtsinn und Schwächen hatte. Antoinette hatte mit neun Jahren schon mehrere Lehrer, aber sie lernte nichts, und zeigte nur Neigung für den Tanz. Ihre Mutter sagte unaufhörlich zu den Lehrern: Ich will nicht, daß man sie zwingt. Sie ist sehr zart, zuviel Anstrengung würde ihrer Gesundheit schaden. Ueberdieß, setzte sie mit Stolz hinzu, ist es zu denken, daß sie auch ohne besondere Talente einmal eine vorzügliche Heirath machen wird; also finde ich es unnöthig, sie mit dem Lernen zu plagen.

Antoinette, welche immer geliebkoset, geschmeichelt, verwöhnt wurde, war das unglücklichste Kind von ganz Paris. Man sah jeden Tag, wie ihre natürliche Güte abnahm, und ihr Charakter sich verschlimmerte. Sie wurde launig, eitel, unfolgsam; sie konnte nicht den kleinsten Widerspruch ertragen. Bald begnügte sie sich nicht mehr damit, sich dem Gehorsam zu entziehen, sie wollte befehlen. Sie machte Anordnungen im Hause, sie war gegen die Dienerschaft hochmüthig, machte ihnen oft Verdruß, und doch unterhielt sie sich auch manchmal wieder gerne mit den Dienstboten. Sie behandelte sie bald mit Verachtung, bald mit Innigkeit; sie hielt Hochmuth für Würde, und war voller Launen; obwohl mit Puppen und Spielzeug über-

häuft, beneidete sie doch alles, was Andere hatten. Dieser ihr Charakter war gewiß sehr zu beklagen; dazu kam noch, daß sie über die geringste Ursache in heftigen Zorn gerieth, und trotzig war; dann betrübte sie sich darüber, sie weinte, sie fühlte ihr Unrecht, und hatte doch nicht die Kraft sich zu bessern. Ihre Gesundheit war schwächlich, dennoch aß sie übermäßig, und sättigte sich nicht mit guten Nahrungsmitteln, sondern mit eingemachten Früchten, Bisquit und anderm Zuckerwerk; daher sie beständig an Brustschmerzen litt. Es ist wahr, ihre Mutter wollte, daß sie sehr fest geschnürt sei, und Antoinette selbst war entzückt, von sich sagen zu hören, daß sie unter allen Mädchen ihres Alters die schlankeste und schönste Gestalt habe; nur um dieser lächerlichen Eitelkeit willen ertrug sie ohne Murren die Qual, so fest zusammen gepreßt zu seyn, daß sie kaum athmen konnte. Uebrigens aber war sie doch äußerst empfindlich; sie ging nur sehr selten spazieren, und im Winter niemals. Sie scheuete den Wind, die Kälte, die Sonne, den Staub; sie fürchtete sich im Fahren, und wurde unwohl, wenn sie eine Spinne oder eine Maus sah.

Je größer sie wurde, desto schwächer ward ihre Gesundheit. Die Gräfin wurde dadurch so sehr beunruhiget, daß sie einen Arzt rufen ließ. Dieser sagte, Antoinettens Zustand sei nicht gefährlich, aber man müße ihr viel Unterhaltung und Zerstreu-

ung verschaffen. Da wurde Antoinette aufs neue mit Spielzeug und Geschenken überhäuft, man kam allen ihren Wünschen zuvor, man führte sie in das Theater, aber sie fühlte überall so viel Gleichgültigkeit und Langweile, daß nichts sie zerstreuen konnte. Da man allen ihren Launen nachgab, so hatte sie deren des Tages zehn bis zwölf, eine seltsamer als die andere. Zum Beispiel eines Abends, als eben Hofball war, fiel ihr ein, man solle den vorzüglichsten Friseur der Stadt holen, daß er ihre Puppe frisiere. Man machte ihr Vorstellungen, daß dieses heute unmöglich seyn könne; darüber war sie ganz außer sich, zerbrach ihre Puppe, weinte vor Wuth, und bekam einen sehr gefährlichen Nervenanfall. Da ihr Charakter sich immer mehr verschlimmerte, so wurde sie durch ihre außerordentliche Heftigkeit und üble Laune wahrhaft unausstehlich; alles brachte sie außer sich oder setzte sie in Verzweiflung, und sie mußte empfinden, daß man von seinen eigenen Fehlern weit mehr selbst zu leiden hat, als Andere. Die Folge dieses Lebens, das in Aerger sich selbst schadete, war, daß sie endlich in eine Art Auszehrung fiel, die alles für ihr junges Leben fürchten ließ; sie zählte erst zehn Jahre. Mehrere Aerzte wurden zu Rathe gezogen, und alle erklärten Antoinettens Zustand für tödtlich.

Die Gräfin von Montrose ganz in Verzweiflung, nahm ihre Zuflucht zu einem berühmten deutschen Arzte, Namens Doktor Schönthal. Dieser fragte Antoinette mit der größten Auf-

merksamkeit aus, und beobachtete sie einige Zeit; alsdann sagte er, er stünde für ihr Leben, wenn man sie seiner Leitung überließe. Die Gräfin zögerte nicht, und antwortete dem Doktor, daß sie ihre Tochter seinen Händen anvertraue. Aber, Frau Gräfin, sagte der Doktor, Sie müssen mir sie ganz übergeben, sonst übernehme ich sie nicht. Sie müssen mir erlauben, daß ich sie mit auf mein Landhaus nehme. — Wie, meine Tochter! — Ja, Frau Gräfin, ihre Brust ist angegriffen, und das erste Mittel, das ich ihr vorschreiben würde, ist, acht Monate in einem Kuhstall zuzubringen. — Aber ich kann bei mir einen Viehstall haben. — Nein, Frau Gräfin, ich werde sie nur mit der Bedingniß übernehmen, daß sie in meinem Hause und unter der Leitung meiner Frau ist. — Aber, mein Herr, Sie erlauben doch, daß die Gouvernante und ihre Kammerfrau sie begleiten? — Nein, und wenn Sie mir sie anvertrauen, so müssen Sie sogar sich entschließen, dieselbe während dieser ganzen Zeit nicht zu sehen; denn ich will unumschränkt über das Kind gebieten, und es leiten, ohne daß man mir widerspricht. — Bei diesen Worten rief die Gräfin aus, daß dieses Opfer über ihre Kräfte ginge; sie beschuldigte den Doktor der Grausamkeit und Sonderbarkeit; und dieser, unerschütterlich in seinem Entschluß, verließ sie, ohne von ihren Vorwürfen gerührt zu scheinen. Indessen wurde die Gräfin durch Nachdenken bald besänftiget, indem sie überlegte, daß alle Aerzte Antoinette aufgegeben, und nur der deutsche Doktor

für ihr Leben stehe. Sie ließ ihn eilig zurückrufen. Der Doktor kam wieder, und die Gräfin Montrose gab unter vielen schmerzlichen Thränen ihre Einwilligung, daß ihre Tochter ihm folgen sollte. Es ist unmöglich, Antoinettens Schmerz und Zorn zu schildern, als man ihr erklärte, daß sie allein mit Madame Schönthal, der Frau des Doktors, welche sie abzuholen kam, abreisen müsse.

Im ersten Augenblicke wagte man weder ihr anzukündigen, daß sie Paris auf acht Monate verlassen, noch daß sie in einem Stalle wohnen solle; aber ohngeachtet dieser Schonung brach sie in die heftigste Verzweiflung aus, und man mußte sie mit Gewalt in den Wagen der Madame Schönthal tragen, die sie in ihre Arme nahm, auf ihren Schooß setzte, und dem Kutscher weg zu fahren befahl, was er sogleich that.

Antoinettens Schmerz war natürlich; aber sie beging den unverzeihlichen Fehler, daß sie Madame Schönthal mit der größten Verachtung behandelte, und sie gar keiner Antwort würdigte.

Endlich gegen sechs Uhr Abends kam man zu dem kleinen Landhause des Doktors Schönthal, welches fünf Stunden von Paris entfernt war. Wie sehr empörte sich die gebieterische und stolze Antoinette, als man sie in das Gemach führte, was ihr bestimmt war. Wohin führen Sie mich, rief sie aus, wie, in einen Stall! o pfui, wie abscheulich! welch' entsetzlicher Geruch! lassen Sie uns hinaus gehen. — Gräfin, erwiederte sanft Madame

Schönthal, dieser Geruch ist sehr gesund, besonders für Sie. — Welcher Gedanke! wir wollen hinaus gehen, sage ich Ihnen, führen Sie mich in mein Schlafzimmer. Sie sind darin. Wie, ich bin darin! Ja, da ist Ihr Bett, und hier das meinige, denn ich verlasse Sie nicht. — Was, ich! ich sollte hier schlafen, in einem Stalle, in einem solchen Bette! — Es ist ein sehr gutes Bett. — Das ist wohl nur Scherz? Nein, ich spreche im Ernst; dieser Geruch, der unglücklicherweise Ihnen mißfällt, ist Ihrem Zustande sehr heilsam, er wird Ihnen die Gesundheit wiedergeben, deswegen hat mein Mann bestimmt, daß Sie einen großen Theil der Zeit, welche Sie hier zubringen werden, in diesem Stalle seyn sollen.

Madame Schönthal hätte noch länger fortsprechen können, Antoinette war nicht im Stande, sie zu unterbrechen. Das unglückliche Kind war nahe daran vor Zorn zu ersticken, sie fiel auf ihr Bett, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Madame Schönthal sah an der Röthe ihres Gesichtes und an dem Aufschwellen ihres Halses, daß sie ersticken wollte. Sie nahm ihr Collier herunter, und schnürte sie auf. Als Antoinette wieder athmen konnte, erhob sie ein Geschrei, was eine weniger kaltblütige Person als Madame Schönthal sehr erschreckt haben würde, diese aber beobachtete das tiefste Stillschweigen. Aber endlich als sie sah, daß Antoinette sich gar nicht beruhigte, sagte sie: Gräfin, ich habe die Pflicht übernommen, ein krankes Kind zu pflegen, aber nicht ein so boshaftes; ich

gehe, und werde erst wieder kommen, wenn dieser Anfall ganz vorüber ist. — Sie wollen mich allein lassen? — Nein, eine meiner Mägde bleibt bei Ihnen. — Eine Magd! — Ja, ein vortreffliches Mädchen, recht gedultig, sehr sanft. Mariane — Mariane! Auf die Stimme ihrer Gebieterin lief Mariane herbei; Madame Schönthal ging aus dem Stalle, und jetzt war Antoinette allein mit Marianne, einer großen deutschen Magd, welche kein Wort französisch konnte.

Als Antoinette sie sah, eilte sie auf die Thüre zu, um hinaus zu gehen; Marianne wi= dersetzte sich dieser Absicht, indem sie die Thüre ver= schloß, und den Schlüssel zu sich steckte. Die belei= digte Antoinette sagte zu der Magd, sie wolle den Schlüssel haben. Marianne konnte nicht antworten, da sie das Französische nicht verstand, aber sie lächelte über die trotzige Miene Antoinet= tens; und nachdem sie einen Augenblick diese kleine lächerliche Figur betrachtet hatte, setzte sie sich ruhig nieder, und fing an zu stricken. Diese Kaltblütig= keit vermehrte Antoinettens Zorn; mit erhitztem Gesichte und funkelnden Augen näherte sie sich der Magd, und sagte ihr tausend Schimpfworte. Die erstaunte Marianne hob den Kopf in die Höhe, sah sie an, zuckte die Achseln, und setzte ihre Arbeit fort. Diese verächtliche Miene brachte die hochmü= thige Antoinette auf das Aeußerste. Wüthend, außer sich, fand sie keinen Ausdruck mehr, um ihre Empfindungen zu schildern; sie stand neben der sitzen=

den Magd, welche, den Kopf auf ihre Arbeit gebeugt, sie nicht sah. Antoinette, die gänzlich den Gebrauch ihrer Vernunft verloren hatte, trat einen Schritt zurück, hob den Arm auf, und gab Marianne auf ihre dicke frische Wange eine tüchtige Ohrfeige. Von diesem unvermutheten Angriff wurde Marianne doch ein wenig gereizt, aber sie faßte auf der Stelle ihren Entschluß, machte ihr Strumpfband los, ergriff Antoinette, und befestigte mit dem Strumpfbande ihre Hände auf dem Rücken. Antoinette mochte schreien und toben so viel sie wollte; sie war so gut gefesselt, daß sie keinen Gebrauch von ihren Händen machen konnte. Da fing sie an zu begreifen, wie thöricht es ist, sich nicht in die Nothwendigkeit fügen zu wollen. Mit verbissener Wuth hörte sie auf zu schreien, und setzte sich auf einen Stuhl, indem sie mit Ungeduld die Rückkehr der Madame Schönthal erwartete, in der Hoffnung, daß diese erlauben würde, die stille und phlegmatische Marianne hinaus zu jagen.

Endlich kam Madame Schönthal und führte an der Hand das liebenswürdigste Mädchen von der Welt; es war Helene, ihre zwölfjährige Tochter. Als Antoinette Madame Schönthal eintreten sah, ging sie auf sie zu, und indem sie ihre Hände zeigte, beklagte sie sich bitter über Marianens unverschämte Grobheit, wie sie es nannte; aber sie vergaß von der Ohrfeige zu sprechen. Madame Schönthal wendete sich zur Magd, und fragte sie aus. Zu Antoinettens größtem Er-

staunen antwortete Marianne auf deutsch und rechtfertigte sich mit wenigen Worten. Alsdann richtete Madame Schönthal das Wort an Antoinette und verwieß ihr ihren Ungestümm. Endlich, fuhr sie fort, sehen Sie, welchen Unannehmlichkeiten Sie sich aussetzen, durch Ihren Stolz und Ihre Heftigkeit. Sie haben das Uebergewicht, das Ihr Rang Ihnen über dieses Mädchen giht, auf eine unwürdige Art mißbraucht, und Sie haben sie gezwungen, die Achtung zu verletzen, die sie Ihnen schuldig ist. Wenn Sie wollen, daß Ihre Untergebenen sich niemals von der Ehrfurcht entfernen, die Sie mit Recht von ihnen erwarten können, so behandeln Sie dieselben immer mit Sanftmuth und Güte. Während dieser Worte band Madame Schönthal Antoinettens Hände los, welche mit Erstaunen eine für sie so neue Sprache hörte. Mehr gedemüthiget als gerührt durch diese weise Lehre, empfand sie doch ihre Wahrheit; aber verdorben durch Schmeichelei und schädliche Nachsicht, war sie noch nicht im Stande, Vernunft und Wahrheit zu lieben und zu fühlen. Madame Schönthal stellte Antoinette ihre Tochter vor, welche sie aber ziemlich kalt empfing. Kurz nachher brachte man das Abendessen. Um zehn Uhr kleidete Marianne die traurige Antoinette aus. Sie half ihr beim Niederlegen, und Antoinette war so ermüdet, daß sie die Möglichkeit empfand, auch in einem Stall auf einem harten Bette gut zu schlafen.

Am andern Morgen besuchte der Doktor Antoinette bei ihrem Erwachen, und verordnete ihr, vor dem Frühstück anderthalb Stunden spazieren zu gehen. Antoinette fand diese Verordnung sehr hart, sie widersetzte sich, aber endlich mußte sie gehorchen. Man führte sie in einen sehr großen Baumgarten. Obwohl es das schönste Wetter von der Welt war — es war im April, — so beklagte sich dennoch Antoinette über die Kälte, über den Wind, sie versicherte, daß sie der Fuß schmerze, und weinte während dem ganzen Spaziergange; aber sie ging doch spazieren. Man brachte sie sehr hungrig in ihren Stall zurück, und seit einem Jahre aß sie zum erstenmale mit Appetit. Nach dem Frühstück öffnete sie ein Kästchen, welches ihre Juwelen enthielt, denn sie glaubte, wenn sie ihre Reichthümer vor den Augen der Madame Schönthal und Helenens auskrame, würde sie bei ihnen weit mehr Ansehen erlangen. Voll von dieser Idee zog Antoinette aus ihrem Schmuckkästchen ein schönes Collier von guten Perlen, und legte es um ihren Hals. Sie zog Ohrringe von Smaragd an, und steckte einen Stern und einen Schmetterling von Diamanten in ihre Haare. Dann setzte sie sich mit ernster Miene Helenen gegenüber, die an der Seite ihrer Mutter stickte. Bei der Bewegung, welche Antoinette machte, als sie sich Helenen näherte, erhob diese ihre Augen, sah sie kalt an, und fuhr im nämlichen Augenblick in ihrer Arbeit fort. Antoinette war erstaunt, daß ihr Putz

keine Wirkung machte. Doch wollte sie Helenens Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sie bot ihr also Zuckerwerk an, was sie ihr in einer prächtigen Büchse von Bergkristall mit Diamanten besetzt, darreichte. Helene nahm ein Stückchen aber ohne die Büchse zu loben. Antoinette fragte, wie sie ihre Büchse finde? — Ich glaube, sie ist sehr schwer, sagte Helene, eine Strohschachtel wäre weit angenehmer zu tragen. — Von Stroh? — Ja, zum Beispiel, wie die meinige; sieh' einmal wie schön sie ist. — Aber kennst Du den Werth von dieser Büchse? — Was liegt an dem Werth, es ist von der Annehmlichkeit die Rede. — Und die schöne Arbeit? — O Deine Büchse ist schöner, sie würde eine schöne Zierde in einem Laden seyn, aber zum Gebrauch ist meine Strohschachtel besser. — Du hast also gar keine Freude an schönen Sachen? — Wenn sie unbequem und lästig sind, freuen sie mich nicht. — Hast Du denn die Diamanten gerne? — Wenn man jung ist, finde ich, daß ein Blumenkranz schöner steht, als ein Diamanten-Schmuck. — Und wenn man nicht mehr jung ist, setzte Madame Schönthal hinzu, kann kein Putz verschönern. Bei diesen Worten wurde Antoinette nachdenkend. Sie empfand eine Traurigkeit, die sie nie gefühlt hatte. Da jedoch Madame Schönthal ihr eine gewisse Achtung einflößte, so bezwang sie sich; sie wagte es nicht, ihren Verdruß zu zeigen, und blieb stille. Nach einigen Minuten nahm Madame Schönthal wieder das Wort und sagte zu Antoinette: Da Sie

eine Freude an Büchsen und Schächtelchen haben, will ich Ihnen recht hübsche zeigen. — Ach ja, erwiederte Helene, die Mutter hat herrliche Büchsen und Schachteln. Als Helene schwieg, wurde Antoinette wieder traurig. Zum erstenmale in ihrem Leben dachte sie über etwas nach. Helene, sagte sie bei sich selbst, ist nur die Tochter eines Arztes, sie hat keine Juwelen, keine Diamanten, ich sehe kein Spielzeug bei ihr, sie ist immer beschäftigt, sie arbeitet unaufhörlich; warum sieht sie doch so munter, so vergnügt aus? Warum ist sie glücklich, während ich, seit ich lebe, Langeweile habe? Antoinette seufzte über diese Betrachtungen; sie fand sich sehr beklagenswürdig, doch wurde ihr hier die Zeit weniger lang als in Paris. Die Unterhaltung der Madame Schönthal und Helenens zog sie an und erregte ihre Neugierde. Sie konnte nicht umhin, die Mutter zu verehren, und schon fühlte sie ihrem Herzen eine entschiedene Neigung für die junge Helene.

Gegen Abend fiel es ihr ein, ihre Puppe und ihr Spielzeug zu verlangen. Madame Schönthal sagte ihr, man habe sie in Paris vergessen, aber sie sollte sie in vier oder fünf Tagen bekommen. Antoinette zeigte ihr Mißvergnügen, ohngeachtet der Furcht, die Madame Schönthal ihr einflößte, aber Helene machte ihr den Vorschlag, sie wolle ihr etwas holen, womit sie sich den ganzen Abend unterhalten könne. Helene ging aus dem Stalle und kam dann mit Marianne zurück, welche zwei

große Bücher mit Kupferstichen trug, das eine enthielt eine Sammlung aller türkischen, das andere aller russischen Trachten. Helene hatte eine so anziehende Art diese Kupferstiche zu zeigen, sie erklärte sie so schön, daß Antoinette sich wirklich recht gut unterhielt. Ehe sie zu Bette ging, umarmte sie Madame Schönthal und ihre Tochter, und sagte zu Helene: Ich hoffe, daß Du mich morgen wieder etwas neues lehren wirst.

Antoinette legte sich ohne üble Laune nieder, sie schlief vollkommen gut, und bei ihrem Erwachen rief sie Helene. Diese, schon ganz angekleidet, lief herbei, und als sie sah, daß Antoinette die Arme nach ihr ausstreckte, hüpfte sie leicht auf ihr Bett und fiel ihr um den Hals. Antoinette stand eilig auf. Man brauchte sie nicht zum Spaziergang zu zwingen; sie nahm Helene am Arme, und ging munter aus dem Stalle. In dem Garten angekommen, sah sie Helene laufen, sie bewunderte ihre Anmuth und Leichtigkeit, und fing auch an zu laufen. Helene gewahrte einen herrlichen Schmetterling, rosa und schwarz, sie machte ihrer Gespielin den Vorschlag, daß sie ihn fangen wollten. Sogleich fing die Jagd an; die zwei jungen Mädchen trennten sich. Helene, als die leichtere, gewann den Vorsprung, sie übernahm es, dem Schmetterlinge den Weg abzuschneiden, wenn Antoinette, bei ihrer Annäherung des Strauches auf den er sich gesetzt hatte, ihn verfehlen sollte. Antoinette trat wirklich zu schnell vor, der

Schmetterling entwischte, und wurde lebhaft verfolgt. Nach tausend Umwegen setzte er sich auf einen Rosenzweig. Diesmal nähert sich Antoinette sehr vorsichtig; die Arme in der Luft, den Kopf vorgestreckt, setzt sie langsam einen Fuß vor, dann den andern... endlich berührt sie bald den Rosenstrauch; ihr Herz klopft, sie hält den Athem zurück, aus Furcht die Blätter zu bewegen; sie streckt eine Hand zitternd aus, sie glaubt ihre Beute zu erhaschen; aber ach! der Schmetterling fliegt fort, er streift durch Antoinettens Finger, und läßt dort seine Spur zurück.

Antoinette seufzte, als sie den Flügelstaub des schönen Schmetterlings an ihrer Hand sah. Ermüdet, doch nicht abgeschreckt, will sie ihm noch folgen; er führte sie und Helene bis an den Rand eines ziemlich breiten Grabens, der den Blumengarten von dem großen, weiten Obstgarten trennte. In diesen flog der Schmetterling. Helene sprang im nämlichen Augenblick über den Graben. Antoinette konnte ihr nicht folgen, da sie nicht springen konnte; während sie sich darüber betrübte, erhaschte Helene den Schmetterling. Antoinette hörte ihren Siegesruf, und sah sie springend zurückkommen; indem sie ihren Gefangenen ganz zart am Ende der Flügel hielt, der sich vergebens zu entwischen bemühte.

Gegen neun Uhr erlaubte Madame Schönthal den beiden Freundinnen in Helenens Kabinet zu frühstücken. Antoinette sah in diesem

Kabinet lauter Gegenstände, die für sie ganz neu waren; getrocknete Blumen unter Glas, Muscheln und Schmetterlinge, welche hübsche Gemälde bildeten. Helene antwortete auf Antoinettens Fragen mit ihrer gewöhnlichen Gefälligkeit, sie zeigte und erklärte ihr alles. Antoinette hörte Helenen mit eben so viel Erstaunen als Wißbegierde zu. Wie viel weißt Du! sagte sie zu ihr. — Ich, erwiederte Helene, ich weiß noch gar nichts, meine Kenntnisse sind noch undeutlich und oberflächlich; aber ich habe den lebhaftesten Wunsch mich zu belehren, und ich lese sehr gerne. — Du ließest gerne? Das ist spaßig. — Warum spaßig? das ist, glaube ich, ein sehr allgemeiner Geschmack. — Ich dächte das nicht. — Soll ich Dir Bücher leihen? — Es ist mir recht, bis meine Puppe da ist. — Ich will Dir die Ostereier geben, eine Erzählung, die aus dem Deutschen übersetzt ist. — Aus Deiner Sprache? — Ja. — Ich kann mir nicht denken, daß Du eine Deutsche bist, Du sprichst so gut französisch! Du bist nur ein Jahr älter als ich; wie kann man in Deinem Alter so unterrichtet seyn? — Ich versichere Dich, daß ich noch sehr unwissend bin; aber ich lese viel alleine und mit der Mutter. Ich bin niemals müßig, und seit zwei Jahren spiele ich nicht mehr mit der Puppe. Nach diesen Worten nahm Helene aus ihrer kleinen Bibliothek die Ostereier und gab es Antoinette, welche diese Geschenk ziemlich gleichgültig aufnahm. Madame Schönthal führte sie dann in ihren Stall zurück, und ließ sie dort allein

unter Mariens Aufsicht, indem sie sagte, daß sie in zwei bis drei Stunden wieder kommen würde.

Als Antoinette mit Marianne in ihrem Stalle allein war, fiel ihr ein, in den Ostereiern ein Mittel gegen die Langeweile zu suchen, da sie kein Spielzeug hatte. Sie öffnete das Buch ziemlich nachlässig, und fing an zu lesen. Bald zog diese Beschäftigung sie an und fesselte sie; sie sah mit Erstaunen, daß das Lesen viel Unterhaltung gewähren kann. Als sie über diese Entdeckung nachdachte, hörte sie an der Stallthüre klopfen. Marianne öffnete, und Antoinette sah eine alte Bäuerin hereintreten, geführt von einem jungen Mädchen, von fünfzehn bis sechzehn Jahren, welche Antoinette fragte, ob sie Fräulein Schönthal sei. Nein, antwortete Antoinette, aber sie wird bald kommen. Bei diesen Worten bat die gute Frau, man möchte ihr erlauben, Helene hier zu erwarten, denn setzte sie hinzu, ich muß durchaus mit ihr sprechen. In diesem Augenblicke bemerkte Antoinette, daß die alte Bäuerin blind war, und fragte sie, ob sie in der Absicht käme, den Doktor Schönthal zu Rathe zu ziehen. — Ja, wahrhaftig, antwortete sie, ich wäre nicht von selbst gekommen, Fräulein Helene hat mich holen lassen. — Wie so? — Auf diese Frage erzählte die gute Frau, daß sie in Franconville wohne, und seit drei Jahren blind sei, was sie um so mehr betrübe, da ihre Enkelin Rosa, dieselbe welche sie führte, von einem reichen Winzer aus diesem Dorfe hier geliebt

würde, aber daß Rosa sich weigere ihn zu heirathen, indem sie sagte, wenn sie verheirathet sei und eine große Haushaltung zu führen habe, sie ihre blinde Großmutter nicht mehr so pflegen und bedienen, ihr nicht mehr Gesellschaft leisten, und sie überall herumführen könne, und daß sie dieselbe nicht einer Magd anvertrauen wolle. Hier nahm Rosa das Wort und sagte: Es wäre wohl sehr natürlich, daß sie so dächte, denn da sie in sehr geringem Alter schon ihre Eltern verloren, so habe ihre Großmutter sie erzogen. — Dieses liebe Kind, sagte die alte Bäuerin wieder, will mich durchaus nicht verlassen; Fräulein Helene weiß unsere ganze Geschichte, und hat mich in einem Wägelchen holen lassen, damit ich ihren lieben Vater zu Rathe ziehe, der schon, ich weiß nicht wie vielen Leuten, die keinen Stich sehen konnten, das Augenlicht wieder gegeben hat.

Als die gute Frau diese Worte endigte, kam Helene; sie umarmte die Bäuerin und das junge Mädchen mit der zärtlichsten Zuneigung; sie that viele Fragen an sie, aber mit einem Tone voller Theilnahme, und hörte ihre Antworten mit Rührung an. Endlich nahm sie die alte Frau bei der Hand und sagte: Kommt, ich will Euch zu meinem Vater führen, er kömmt gerade von Paris. Als Helene so sprach, zwang sie die Alte, sich auf ihren Arm zu stützen, und indem sie an der andern Hand das junge Mädchen führte, ging sie sogleich aus dem Stalle.

Diese kleine Scene machte einen starken Eindruck auf Antoinette; niemals war Helene in ihren Augen so liebenswürdig, so vernünftig erschienen; mit Entzücken erinnerte sie sich an das, was sie zu den beiden Bäuerinen gesagt hatte, und besonders an den Ausdruck ihres Gesichtes. Diese Erinnerung, welche ihr Helene unter den reizendsten Zügen darstellte, vermehrte noch ihre Zuneigung für sie, und flößte ihr den Wunsch ein, ihr ähnlich zu werden, ein Wunsch, den sie noch nie gehabt hatte.

Nach einer Viertelstunde kam Helene zurück, außer sich vor Freude. Wie glücklich bin ich, sagte sie zu Antoinette, daß ich den Gedanken hatte, diese gute Frau kommen zu lassen! Mein Vater ist überzeugt, ihr das Gesicht wieder zu geben, er will ihr in acht Tagen den Staar stechen, und auf meine Bitte hat er erlaubt, daß sie dann bei uns wohnen und hier bleiben darf, bis sie ganz hergestellt ist. Begreifest Du mein Glück? fuhr Helene fort, wenn diese Frau nicht mehr blind ist, kann ihre Enkelin den reichen Winzer heirathen, der sie haben will, weil dann die alte Frau keine Führerin mehr bedarf; also braucht Rosa dir vortheilhafteste Versorgung, die sie haben kann, nicht der Liebe für ihre Großmutter zum Opfer zu bringen. Ach, meine theuere Helene! rief Antoinette gerührt aus, ich sehe wirklich, wie glücklich Du bist, und wie sehr Du es zu seyn verdienest.

Herr und Madame Schönhal, welche dazu

kamen, unterbrachen diese Unterhaltung. Der Doktor fragte wie gewöhnlich seine kleine Kranke über ihren Zustand aus. Ich fühle mich schon weit besser, sagte sie zu ihm, ich bin ein wenig müde, weil ich heute gelaufen bin, aber diese Müdigkeit macht mich nicht so traurig, als jene, welche ich in Paris empfand, wenn ich von dem Ball oder von der Oper nach Hause kam. Darüber wundere ich mich nicht, sagte der Doktor lächelnd, die Müdigkeit die Paris uns verursacht, bringt Fieber hervor; die Müdigkeit die wir auf dem Lande bekommen, weit entfernt gefährlich zu seyn, verschafft uns vielmehr Appetit, Schlaf, und diese lebhafte Farbe, welche Sie auf Helenens Wangen sehen. Nach dieser Rede fühlte der Doktor Antoinette den Puls, und verordnete ihr, die nämliche Diät fortzusetzen.

Denselben Tag erhielt Antoinette einen Brief von ihrer Mutter, sie zeigte ihn Helene, die einen Augenblick nachher hinaus ging, und mit Schreibzeug und Papier wieder herein kam. Da, sagte sie zu Antoinette, kannst Du Deiner Mutter antworten. Bei diesen Worten erröthete Antoinette und schlug die Augen nieder, indem sie sagte: Ach! ich kann nicht schreiben. — Wie, erwiederte Helene, gar nicht? — Ich mache wohl einzelne Buchstaben, aber das ist alles. Helene, welche Antoinette bei diesem Geständnisse gedemüthigt sah, fühlte schmerzhaft ihre Verlegenheit und sagte: Da Du seit zwei Jahren sehr kränklich bist, so ist es nicht zu verwundern, daß Du im Unterricht so

zurück geblieben bist; aber jetzt wo Du Dich besser fühlest, kannst Du die verlorene Zeit wieder einbringen. — O, wie gerne wollte ich das, unterbrach sie Antoinette, zum Beispiel, wenn hier Jemand mir Unterricht im Schreiben geben könnte. — Meine Handschrift ist nicht schlecht, entgegnete Helene, und wenn Du willst, will ich Deine Lehrerin seyn. Statt aller Antwort schlang Antoinette ihre beiden Arme um Helenens Hals, nnd es wurde verabredet, daß am andern Tag die erste Lection gegeben werden sollte.

Antoinette fing an, über ihre außerordentliche Unwissenheit zu erröthen. Sie liebte, sie bewunderte Helene; diese bediente sich ihres ganzen Einflusses auf Antoinette um sie zur Beschäftigung, zum Lernen aufzumuntern, sie war ihr ein so schönes Vorbild, und schien sogleich so vollkommen glücklich, daß Antoinette dem Verlangen, ihr nachzuahmen, nicht widerstehen konnte. Ueberdies fand sie in der Unterhaltung mit Madame Schönthal und Helenen eine Annehmlichkeit, die ihr jeden Tag mehr zusagte. Bald unterhielt Madame Schönthal sie von der Kräuterkunde, von den Mineralien; bald erzählte sie ihr irgend einen interessanten Zug aus der Geschichte; ein andermal sprach sie mit ihr von Deutschland, von den nützlichen Anstalten und den Seltenheiten, die sich in Wien befinden; von den prächtigen Gemälde-Sammlungen zu Dresden und München; von mehrren schönen und reizenden Gegenden.

Antoinette hörte alle diese Erzählungen mit außerordentlicher Aufmerksamkeit an; und merklich bekam sie eine wahre Anhänglichkeit an Madame Schönthal; sie fing an, den Werth ihrer Rathschläge zu fühlen, und sie bat sie sogar darum; sie gehorchte ihr ohne Mühe, sie hatte wirklich das Verlangen ihr zu gefallen, und sie empfand das lebhafteste Vergnügen, wenn sie einen Beweis ihres Beifalls erhielt.

Indessen sah Helene, und folglich auch Antoinette, mit großem Vergnügen den Tag nähern, wo an der alten Bäuerin die Operation sollte vorgenommen werden. Der reiche Winzer, Namens Joseph, welchem Rosa theuerer als je war, kam, um Helene und Madame Schönthal zu bitten, sich um seine Bewerbung anzunehmen. Rosas abschlägige Antwort, welche so schön ihre ganze Zuneigung für ihre Großmutter bewieß, hatte sie in Josephs Augen noch liebenswürdiger und achtungswerther gemacht. Madame Schönthal hatte mit Rosa darüber gesprochen, und diese hatte gestanden, daß sie Joseph sehr schätze. Sie versprach bestimmt, Joseph zu heirathen, wenn der Doktor ihrer Großmutter das Gesicht wieder gäbe, doch unter der Bedingniß, daß der Winzer einwillige, die alte Bäuerin zu sich zu nehmen. Mit Vergnügen übernahm Joseph diese Verbindlichkeit; und mit ganzer Zuneigung für das junge Mädchen erfüllt, schwebte er zwischen Furcht und Hoffnung, und erwartete mit innerer Bewegung und Ungeduld den zur Operation bestimmten Tag.

Dieser wichtige Tag kam endlich herbei. Antoinette erhielt auf ihre Bitte die Erlaubniß, bei der Operation gegenwärtig seyn zu dürfen; um zwölf Uhr Mittags holte Helene die gute Frau, und führte sie in das Kabinet des Doktors. Die alte Bäuerin, durchdrungen von Dankbarkeit für ihre junge Gönnerin, dankte ihr in den rührendsten Ausdrücken, und ihr herzlich die Hand drückend, sagte sie, wenn Gott ihr das Gesicht wiedergebe, so würde das Vergnügen Helene zu sehen, beinahe eben so groß seyn, als das, Rosa wieder zu sehen. Der Doktor gebot Stillschweigen; die gute Frau setzte sich in einen Lehnstuhl; sie wünschte, daß ihre Enkelin und Helene an ihrer Seite wären; Joseph der junge Winzer stand bleich und zitternd an einen Tisch gelehnt. Rosa verbarg ihr Gesicht in die Schürze um die Operation nicht zu sehen, und hielt eine Hand ihrer Großmutter, welche sie mit Thränen benetzte. Madame Schönthal und Antoinette saßen einige Schritte entfernt, ihnen gegenüber, und betrachteten dieses Gemälde mit Rührung. Der Doktor fing die Operation an; die gute Frau hielt sie muthvoll aus. Auf einmal sagte der Doktor: Es ist geschehen! Im nämlichen Augenblicke rief die Bäuerin: Guter Gott! ich bin nicht mehr blind! Rosa! mein Kind, ich sehe dich wieder! und wo ist Fräulein Helene? Rosa, in Thränen ausbrechend, warf sich in ihre Arme. Helene, außer sich vor Freude, umarmte sie mit Herzlichkeit; der Winzer fiel Rosa zu Füßen und

sagte: Sie ist mein! Bei diesem rührenden Schauspiele stand Antoinette außer sich auf, stürzte auf Helene zu, und konnte nur durch Thränen die zärtlichen Empfindungen ausdrücken, die ihr Herz erfüllten.

Antoinette erkannte endlich, daß weder eine hohe Geburt, noch Diamanten und Juwelen uns glücklich machen können; und daß nur Liebe und Güte allein unser Lebensglück sichern kann. Zeuge des reinen Vergnügens, welches Helene empfand, und der lebhaften Dankbarkeit, welche die alte Bäuerin, Rosa und Joseph ihr erwiesen, und in den Augen des Doktors und der Madame Schönthal lesend, welche Glückseligkeit sie genoßen, eine Tochter zu besitzen, die ihrer Zärtlichkeit so würdig wäre, beneidete Antoinette Helenens Schicksal, und fühlte zu gleicher Zeit im Innersten ihres Herzens, daß ihre Freundschaft für dieselbe zunahm, und sich befestigte. Nach diesen ersten Augenblicken der Rührung und Unruhe, verlangte der Doktor von der alten Bäuerin, daß sie den Hochzeittag ihrer Enkelin bestimme; und es wurde beschlossen, daß in drei Wochen Joseph und Rosa sich heirathen sollten. Der Doktor und Madame Schönthal übernahmen Rosas Ausstattung, und Helene bat um die Erlaubniß, ein schönes Stück Percale, was sie Tags vorher von ihrer Mutter bekommen hatte, Rosa geben zu dürfen. Antoinette hörte den ganzen Tag nur immer Helenens Lob; die alte Bäuerin nannte sie ihre gute Gönnerin. Wenn sie dem Doktor dankte, segte sie immer hinzu: Aber Fräu-

lein Helene verdanke ich mein Glück; sie hat mich kommen lassen; sie hat mir in diesem Hause Aufnahme verschafft; sie erkundigte sich nach der Leidenden; sie entdeckte sie, sie ließ sie holen, sie machte sie glücklich. Während dieser Reden küßte Rosa Helenens Hände, Joseph wagte nicht zu sprechen, aber er erhob seine Augen zu dem Himmel; seine Blicke drückten seine lebhafteste Dankbarkeit aus; auch alle die Dienstboten segneten ihre junge Gebieterin, und erzählten von ihr noch tausend Züge der Wohlthätigkeit. Madame Schönthal und der Doktor wünschten sich gegenseitig Glück, eine so vortreffliche Tochter zu haben. Helene nahm alle diese süßen Lobeserhebungen mit eben so viel Bescheidenheit als Rührung auf, und sie schrieb sie alle ihrer Mutter zu; sie sagte zu ihr: Ohne Dich, ohne Deine zarte Sorgfalt, würde ich das Glück das ich empfinde, nicht genießen. Ach, Mutter! hilf mir, daß ich mich von all den Fehlern bessere, die ich noch habe, damit ich Deiner würdiger seyn, und Dich noch glücklicher machen kann!

Antoinette hörte nicht ohne Nutzen solche Reden, und als sie am Abend mit Madam Schönthal allein in ihrem Stalle war, fiel sie auf ihre Kniee, und betrachtete sie zärtlich: Ach! sagte sie ihr, wie haben Sie bis jetzt mich ertragen können, mich, die ich ganz das Gegentheil von Helene bin; wie haffenswerth mußten Sie mich finden! — Es ist schon viel, wenn man sein Unrecht fühlt, sagte Madame Schönthal, überdies betragen Sie

sich seit einiger Zeit weit besser. Jedes bemerkt an Ihnen eine sehr auffallend gute Veränderung. Ach, unterbrach sie Antoinette, wie weit bin ich noch davon entfernt, der liebenswürdigen Helene zu gleichen! War ich nicht erst gestern zwei oder dreimal so ungestüm, daß Sie darüber die Achsel zuckten? Sogar heute, habe ich nicht Liese angefahren, und wollte Marianen Verdruß machen? Und da ich eben von Marianne spreche, habe ich je daran gedacht, sie wegen der Ohrfeige, die ich ihr unglücklicherweise gab, als ich hieher kam, um Verzeihung zu bitten? Arme Marianne! ist es möglich, daß ich ihr eine Ohrfeige geben konnte, ihr, die so gut ist! Ach, ich bitte, rufen Sie sie, sie soll wissen, wie sehr ich es bereue! Sogleich rief Madame Schönthal Marianne, welche auf der Stelle kam. Antoinette näherte sich ihr mit gefalteten Händen, bat Madame Schönthal ihr als Dolmetscher zu dienen, und machte die freimüthigsten und rührendsten Entschuldigungen, welche Madame Schönthal nach und nach ins Deutsche übersetzte. Antoinette endigte ihre Rede, indem sie mit entzückender Anmuth sagte: Endlich, meine gute Marianne, wenn Du mir verzeihest, so erlaube mir, die Wange zu küssen, die ich auf eine so empörende Weise geschlagen habe. Die gerührte Marianne wagte aus Ehrfurcht nicht, vor zu treten; aber Antoinette warf sich an ihren Hals, und umarmte sie von ganzer Seele, und mit großem Vergnügen, denn sie fühlte, daß diese Handlung eine schlechte That wie-

der gut machte. Als Marianne hinausging, wischte sie sich die Thränen aus den Augen, und sagte auf Deutsch, daß Antoinette eine allerliebste kleine Gräfin wäre. Nachdem die Magd weggegangen war, öffnete Antoinette einen Schrank, zog ein hübsches Stück Mousseline heraus und sagte: Das ist ein Geschenk, was ich Marianne bestimme. — Und warum, fragte Madame Schönthal, haben Sie es ihr nicht gleich gegeben? Dafür habe ich mich wohl gehütet, antwortete Antoinette, sie hätte gedacht, ich wolle dadurch die Ohrfeige bezahlen, die sie bekommen hat. Dieses Geschenk hätte sie dann beleidigen müssen, anstatt ihr Vergnügen zu machen. Ich glaube nicht, daß man eine üble Behandlung mit Geld wieder gut machen kann; würde Marianne mir gerne verziehen haben, wenn es das Ansehen gehabt hätte, als ob ich meine Verzeihung erkaufen wolle? — Sie haben sehr recht, sagte Madame Schönthal; das ist Zartgefühl; bewahren Sie diese Gesinnungen, dadurch wird Ihre Großmuth sich veredeln, und alle Ihre Handlungen werden einen unaussprechlichen Reiz erhalten.

Als Madame Schönthal diese Worte endigte, meldete man einen Courier, den die Gräfin Montrose geschickt hatte, er brachte einen Brief an Antoinette, in welchem die Gräfin ihre Tochter aufforderte, ganz offen alles zu verlangen, was sie wünschte, und ihr zu sagen, was für Spielzeug ihr am meisten Vergnügen machen würde. Nachdem

Antoinette diesen Brief gelesen hatte, seufzte sie, und bat Madame Schönthal in ihrem Namen an die Gräfin zu schreiben; sie dictirte ihr folgenden Brief:

»Ich danke Dir, meine theuere Mutter, für all »Deine Güte; aber ich mag gar kein Spielzeug »mehr. Weil Du mir indessen befiehlst, so will ich »Dir sagen, was mir in diesem Augenblicke Ver»gnügen machen würde. Es ist hier eine alte Bäu»erin, die sehr gut, aber auch sehr arm ist; zwar »heirathet ihre Enkelin einen reichen Winzer; aber »da der Mann das Geld hat, so wird er der Groß»mutter vielleicht nicht so viel geben, als das Mäd»chen wünschte; ich fürchte es wenigstens; und doch »möchte ich, daß es der alten Frau an nichts fehlte. »Ich liebe sie, nicht nur weil sie gut ist, sondern »auch, weil sie eine Mutter ist; ich fühle wohl, daß »ich immer weit lieber einer Mutter, als einer An»dern geben werde. Madame Schönthal sagt, »daß eine Pension von fünfzig Thalern das Glück »der alten Bäuerin machen würde; also meine liebe »Mutter, bitte ich Dich, mir statt des Spielzeugs »eine Pension von fünfzig Thalern zu überschicken, »die ich sogleich der guten Großmutter geben werde. »Es würde mich freuen, wenn ich ihr auch ein Stück »Baumwollenzeug geben könnte, damit sie zur Hoch»zeit ihrer Enkelin ein neues Kleid hätte.«

»Meine Gesundheit wird täglich fester. Ma»dame Schönthal hat unendlich viel Güte für »mich, und ich würde mich ganz glücklich fühlen,

»wenn ich nicht das Glück entbehren müßte, meine »theuere Mutter zu sehen; Dein Bildniß kommt »wenigstens nicht von meinem Arm herunter, ich »küsse es jeden Tag und sage ihm guten Mor»gen und gute Nacht. Der Gedanke freilich, daß »ich fünf Stunden weit von Dir entfernt bin, macht »mir das Herz schwer; wenn das nicht wäre, würde »ich von meinem Aufenthalte dahier entzückt seyn, »um so mehr, da es eine reizende Gegend ist; und »dann sagt man, daß es dieses Jahr viele Kirschen »geben wird. Willst Du, liebe Mutter, wohl mei»ner Gouvernante sagen, daß ich ihr einen Staar »aufziehe, obschon sie an Madame Schönthal ge»schrieben hat, sie wäre überzeugt, daß ich Fräulein »Schönthal schon mehr als zwanzigmal gezwickt »hätte. Das stand in ihrem Briefe; es hat mich »betrübt; denn wenn Du wüßtest; wie außerordent»lich boshaft man seyn müßte, um Helene zu »zwicken! Uebrigens hoffe ich, daß ich in meinem »Leben Niemand mehr zwicken werde.«

»Lebe wohl, meine theuere und zärtliche Mut»ter, Dein Kind umarmt Dich von ganzer Seele.«

Antoinette.

Den zweiten Tag darauf erhielt Antoinette von ihrer Mutter eine herrliche Antwort, und an»statt einer Pension von fünfzig Thaler für die gute Frau, schickte die Gräfin einen Kontract von drei»hundert Francs, und auch das neue Kleid für den Hochzeittag war nicht vergessen. Antoinette,

außer sich vor Freude, trug auf der Stelle ihr Geschenk zur alten Bäuerin, welche ihre innige Freude und Dankbarkeit über diese Wohlthat gar nicht aussprechen konnte. Ihre und Rosas Dankbarkeit, das Lob der Madame Schönthal, die zärtlichen Liebkosungen Helenens ließen Antoinette ein Vergnügen empfinden, von dem sie bis jetzt nur eine unvollkommene Idee gehabt hatte; denn um den ganzen Umfang eines so reinen Glückes zu kennen, muß man es genossen haben. Am Abend fragte Antoinette Madame Schönthal wie viel Geld die Gräfin gebraucht habe, um diesen Kontract von dreihundert Francs zu machen. Ohngefähr tausend Thaler, antwortete Madame Schönthal, da diese Rente nur lebenslänglich ist. Wie, erwiederte Antoinette, man kann mit tausend Thaler einer Person, die nichts hat, einen Lebensunterhalt sichern! Tausend Thaler! gerade so viel haben meine Diamant-Nadeln gekostet! — Nun, Gräfin, sagte Madame Schönthal, machen Ihnen diese Diamant-Nadeln ein großes Vergnügen? — O ganz und gar nicht, entgegnete Antoinette, eine Rose ist mir hundertmal lieber; und wenn ich bedenke, daß man mit tausend Thaler, einen hülflosen Unglücklichen für immer dem Elende entreißen kann, so begreife ich nicht mehr, wie man die Thorheit begehen kann, Diamanten zu kaufen; und ich verabscheue diesen häßlichen, theuern Schmuck, der so schwer und unbequem zu tragen ist.

Zwei Tage nach dieser Unterhaltung war die Trauung Rosas mit Joseph. Die Hochzeit wurde in dem Hause des Doctors gehalten; man stellte die Tische in dem Baumgarten auf, unter dem schönen Schatten großer Nußbäume, die auf einem herrlichen, mit Quendel, Maßlieben und Veilchen übersäeten Rasen, hin und wieder zerstreut standen. Gegen dreißig Bauern aus der Umgegend setzten sich an die Tische, und Madame Schönthal leitete die Bewirthung am Tische des Brautpaares. Nach dem Mittageſſen tanzte man im Grünen bis zum Abend; und Antoinette, welche die allgemeine Fröhlichkeit theilte, sagte zu Madame Schönthal: Die Pariser Bälle haben mir niemals ein wirkliches Vergnügen gemacht! aber wie langeweilig werden sie mir jetzt scheinen! — Es ist gewiß, antwortete Madame Schönthal, daß man die wahren Vergnügungen nur auf dem Lande findet; und wenn man einmal Gefallen daran gefunden hat, so scheinen alle die, welche die Stadt bieten kann, eben so geschmacklos als sie ermüdend und lärmend sind.

Im Juli fand Antoinette das Land noch weit schöner; sie machte lange Spaziergänge in den Feldern, und manchmal ging sie mit Madame Schönthal und Helene im Mondschein spazieren. Da sie überdies Geschmack an Beschäftigungen gefunden hatte, wurde ihr keinen Augenblick die Zeit lange; sie las, sie schrieb, sie arbeitete, sie lernte von Helene Blumen zeichnen, Pflanzen trocknen, deren Namen und Eigenschaften sie sich sagen ließ;

sie verwendete das Geld, welches die Gräfin ihr monatlich für die kleinen Vergnügungen schickte, zu guten Handlungen. Angebetet von Allen, die sie umgaben, zufrieden mit sich selbst, schien jeder Tag ihr Glück zu vermehren; man sah auf ihrem Gesichte nicht mehr diese Mattigkeit und Niedergeschlagenheit, welche so lange dessen Reiz verdorben hatten; ihre Augen waren lebhaft und glänzend, sie hatte die ganze Frische der Jugend; und da sie nun eben so gut gehen, als laufen und springen konnte, so hatte sie in vier Monaten mehr Anmuth und Leichtigkeit erlangt, als alle Tanzmeister von Paris ihr zu geben vermocht hätten.

Zu Anfang des August erklärte ihr der Doktor, daß sie nun ihren Stall verlassen könne, und im nämlichen Augenblick führte man sie in ein hübsches Zimmerchen, was man eigens für sie hergerichtet hatte. Antoinette fühlte eine sehr lebhafte Freude, als sie sich in einem angenehmen und bequemen Zimmer eingerichtet sah; das Fenster ging auf das Thal; die Schönheit der Aussicht, die Reinlichkeit des Fußbodens und der Möbeln entzückte sie. Erklären sie mir doch, sagte sie zu Madame Schönthal, warum mir diese kleine Wohnung so reizend erscheint, und warum es mir in jener, die ich in Paris bewohnte, so sehr mißfiel, obwohl sie weit größer und schöner als diese war? — Erstens, antwortete Madame Schönthal, ging ihr Zimmer in Paris in einen häßlichen kleinen Garten, der sehr traurig aussieht, und mit hohen Mauern umgeben ist; über-

dieß als Sie hieher kamen, kannten Sie nur falsche Vergnügungen, das heißt, nur jene, welche Eitelkeit, Pracht und die große Welt zu geben vermögen. Da jene Vergnügungen nur in der Einbildung bestehen, so wird man ihrer leicht müde; auch waren Sie ihrer schon überdrüßig, und da Sie keine Idee von den wahren Vergnügungen hatten, so gingen Sie vor Langeweile fast zu Grunde; dies war Ihre Lage. Sie hatten in einem zu großen Ueberflusse gelebt, als daß sie die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten hätten schätzen können, welche ein guter Wohlstand und angenehme Einfachheit über das Leben verbreiten kann; Sie genossen nichts, weil man Ihnen nichts zu wünschen übrig ließ. Die angenehmsten Dinge werden unschmackhaft, ja sogar langweilig, wenn man nicht Vernunft genug hat, um sie mäßig zu genießen. Ich will Ihnen ein Beispiel anführen: Sie lieben sehr die Blumen, ich habe gesehen, daß es Ihnen ein großes Vergnügen machte, Veilchen zu suchen; woher kömmt dieser besondere Geschmack für dieses Blümchen? ein Geschmack, den Sie mit allen jungen Personen gemein haben? das ist, weil das Veilchen unter Blättern verborgen ist, weil es nicht so allgemein wächst als der Thymian, weil man es suchen muß; würde es auf den Feldern verschwenderisch verbreitet seyn, würden Sie bei jedem Schritte welche finden, so würde es für Sie auch keinen größern Werth haben, als das Gras. Alle künstlich zusammengesetzten Vergnügungen, alle Unterhaltungen, welche in

Uebermaß genossen werden, verlieren ihren Reiz. Wenn Sie Ihr Zimmer und Ihr Haus mit Porzellan anfüllen, so werden Sie bald keinen Geschmack mehr an Porzellan finden. Wenn Sie täglich in das Theater gehen, so werden Sie dort nichts als Langeweile finden. Wenn Sie zu lange am Tische bleiben, wenn Sie zu ausgesuchte Speisen essen, so werden Sie ohne Appetit und folglich ohne Vergnügen essen. So ist es mit allem was man mißbraucht; wenn man seinen Geschmack recht befriedigen will, so vertilgt man ihn. Denken Sie also daran, daß ein außerordentlicher Ueberfluß, anstatt zum Glücke beizutragen, dasselbe gänzlich zerstört. Bedenken Sie ferner, daß der Luxus nur die Thoren blendet, und nicht einen einzigen wahren Genuß hervorbringt; nichts ist unbequemer als die Pracht. Schwere Diamant-Ohrringe schlitzen die Ohren auf; ein goldnes Kleid drückt nieder und reißt die Hände wund; Juwelen und ein kostbarer Anzug legen tausend Rücksichten auf, denn man ist sehr betrübt, wenn man einen schönen Spitzen-Ausputz zerreißt, oder eine kostbare Büchse zerbricht. — Wenn Sie gestern eine Schürze mit Spitzen garnirt angehabt hätten, würden Sie nicht so viele wilde Rosen unter jenen Dornbüschen gepflückt haben, wo Sie die Hälfte Ihres Kleides hätten zurücklassen müssen, und Sie würden nicht so fröhlich und vergnügt von Ihrem Spaziergange zurück gekommen seyn. Die Pracht der Möbel ist nicht weniger lästig; ich würde hundertmal lieber auf immer den Stall bewohnen,

welchen Sie jetzt verlassen haben, als jene glänzenden Gemächer, in denen man nur mit der größten Vorsicht gehen oder sich setzen darf, aus Furcht, man könnte eine Spiegelwand zerbrechen, eine kostbare Vergoldung abstoßen, oder einen Theetisch mit Porzellan umwerfen. Wie sehr beklage ich die Menschen, welche sich so zu Sclaven ihrer Reichthümer machen! Die Eitelkeit, die sie irre leitet, sollte sie vielmehr die wahren Mittel lehren, um die gewünschte Hochachtung zu erlangen; warum üben sie nicht gute Handlungen aus, anstatt diese eitle Pracht auszukramen! — Gewiß, unterbrach sie Antoinette, würden sie dadurch allgemein geschätzt werden; aber ist es möglich, am Wohlthun nicht ein großes Vergnügen zu finden? könnte es eine Seele geben, die grausam genug wäre, bei dem Glücke Anderer gefühllos zu sein? Diese unmenschliche Härte, entgegnete Madame Schönthal, liegt nicht in der Natur; aber wenn man sich allen seinen Launen hingibt, wenn man all sein Geld für eitle, überflüssige Dinge verschwendet, verkümmert der Geist, die Seele verhärtet sich, endlich verdirbt man sich ganz. — Ach! rief Antoinette aus, wie groß auch einstens mein Vermögen seyn mag, es wird mich nie verderben; ich werde mäßig seyn, ich werde mich der Langeweile erinnern, welche ich im Schooße des größten Ueberflusses empfand; ich werde daran denken, daß ich vier Monate in einem Stalle zubringen mußte, um im Stande zu seyn, den Werth der Dinge zu fühlen, mit welchen ich überhäuft war; und vorzüg-

lich will ich nicht vergessen, daß es Unglückliche gibt, und daß, sie zu unterstützen, das größte Glück ist, welches man im Leben empfinden kann.

Diese Unterhaltung endigte mit den zärtlichsten Danksagungen Antoinettens gegen Madame Schönthal, welche freilich als Lehrerin und Erzieherin Antoinettens einige Rechte auf deren Dankbarkeit hatte. Antoinette blieb noch zwei Monate bei dem Doktor, und vervollkommnete ihren Character und stärkte ihre Gesundheit. Endlich zu Anfang des Oktobers genoß sie das Glück ihre Mutter wieder zu sehen. Die Gräfin schloß sie in ihre Arme; sie konnte sie kaum wieder erkennen. Antoinette war ungemein gewachsen, zugleich war sie stark geworden, und hatte die lebhafteste Farbe. Die Gräfin, auf dem Gipfel ihrer Wünsche, betrachtete sie, umarmte sie, drückte sie an ihr Herz, wollte sprechen, und konnte das Uebermaß ihrer Freude nur durch Thränen ausdrücken. Madame Schönthal genoß einige Augenblicke stillschweigend ein so süßes Schauspiel; endlich nahm sie das Wort und sagte: Frau Gräfin, Sie haben mir Ihre Tochter fast sterbend übergeben, in der ganzen Kraft der glänzendsten Gesundheit, gebe ich sie Ihnen zurück; und was noch weit mehr werth ist, ich gebe sie Ihnen gut, sanft, gleichmüthig, gefühlvoll, und vernünftig zurück, sie ist würdig Ihr Glück zu machen. Indessen ist sie so jung, und noch so wenig ausgebildet, daß man, ohne eine gewisse Behutsamkeit, für sie noch Rückfälle befürchten könnte; wen Sie solche

vermeiden wollen, so ist hier die Diät, welche sie befolgen soll; sie ist nicht streng aber nothwendig. — Sie soll sie befolgen, sagte die Gräfin; geben Sie her, Madame, fuhr sie fort und nahm das Papier, welches Madame Schönthal ihr überreichte. Bei diesen Worten öffnete sie das Papier und las folgendes:

Verordnung des Doktors Schönthal für Gräfin Antoinette.

»Die junge Gräfin soll sechs Monate des Jahrs »auf dem Lande zubringen; wenn sie in Paris ist, »soll sie nur sehr selten in das Theater gehen; sie »soll viel spazieren gehen, selbst im Winter; zum »Frühstücke und Abendbrode soll sie nie etwas anderes »als Brod essen, ausgenommen zur Obstzeit; sie soll »nur einfache Kleider tragen, weil nur diese allein »bequem und leicht sind.«

»Um die junge Gräfin vor Langeweile zu be»wahren, soll man ihr lehrreiche und unterhaltende »Bücher geben, und man soll nicht dulden, daß sie »einen Augenblick müßig ist; und wenn sie zufälli»gerweise irgend einen Anfall von Traurigkeit em»pfinden sollte, muß man sie an die Geschichte von »Rosas Großmutter erinnern, und an das Gute, »was sie dieser alten Frau gethan hat. Wenn »Gräfin Antoinette diese Vorschrift und Diät »beobachtet, wird sie gewiß ihre Gesundheit, Mun»terkeit und das Glück bewahren, welches sie genießt.«

Gräfin Montrose billigte sehr diese Vorschrift; sie versprach dieselbe pünktlich zu befolgen, und be=

wieß Madame Schönthal die lebhafteste Dankbarkeit. Im folgenden Jahre kaufte sie ein Haus in der Nachbarschaft von Madame Schönthals Hause. Antoinette bewahrte ihr ganzes Leben durch für diese Letztere die Anhänglichkeit, die sie ihr schuldig war, wie auch die zärtlichste Freundschaft für die liebenswürdige Helene. — Sie wurde ein vortreffliches Mädchen, sie erwarb sich Kenntnisse und Talente; gut, vernünftig, wohlthätig, wurde sie bewundert und geliebt von Allen, die sich ihr näherten; ihre Mutter wählte ihr einen Gemahl, der ihrer würdig war, dessen Glück sie machte, und durch den auch sie vollkommen glücklich wurde.

Da meinen häufigen Mittheilungen an Dich, meine gute Auguste, eine lange Unterbrechung folgte, so muß ich jetzt um einige Monate zurückgehen, um Dir alles in gehöriger Ordnung zu erzählen.

Als die Zeit der Prüfung herannahte, die in allen Fächern mir zur vollen Zufriedenheit ausfiel, mußte mit verdoppeltem Fleiße gelernt, und manchmal die Erholungsstunde ein wenig abgekürzt werden, denn so manche Arbeit war noch zu vollenden. Du mußt wissen, meine liebe Auguste, daß wir viel Weißzeug fertigten. Es wurden Herren- und Damen-Hemden, Sacktücher und noch mehr Gegenstände zum Weißzeug gehörig, gewählt. Stickereien wurden auch sehr schöne, aber weniger gemacht, da

nur Diejenigen sticken dürfen, die ein Hemde untadelhaft zu nähen vermögen. Doch würdest Du, meine Liebe, auch manche Arbeit bei uns finden, deren Nettigkeit im Flechten und verschiedenartiger Fertigung Dich gewiß entzückte. Auch wurde fleißig gestrickt, so daß wir eine schöne Tafel mit nützlichen Arbeiten ausschmücken konnten. Einen Garten künstlicher Blumen hättest Du auch bewundern können.

Nun will ich Dir aber noch von den Zeichnungen und Gemälden erzählen. — Eine reizende Abendlandschaft mit der scheidenden Sonne in magischer Beleuchtung. Sie stellt ein großes Schloß mit mehreren Thürmen versehen, auf einem hohen Berge liegend, vor. Herrliche Parthieen von seltenen Bäumen umgeben dasselbe. — Im Vordergrunde drei freundliche Mädchen mit ihren Körben voll frischen Grases, und einem ihnen folgenden zarten weißen Lämmchen. — Ludmillas Pinsel hat sie zu meiner großen Freude mit wahrhaftem Künstlersinn gefertiget; ihr ward der erste Preis von allen Kunstverständigen zuerkannt. — Dann eine Zeichnung, die das Bild der heiligen Jungfrau darstellt, von meiner guten Theodora; sie hat dieses schöne Bild zu meiner vollen Zufriedenheit ausgeführt. — Von Früchten und Blumen hat Elvira die schönsten gezeichnet, und sich bemüht, mir hierin auch eine Freude zu bereiten. Sie ist überhaupt weit fleißiger geworden, und hat im Guten schon einiges gewonnen. — Ich könnte Dir noch mehrere nennen, welche durch ihre Leistungen mich erfreuten, aber wegen

Mangel an Zeit kann ich mich hierüber nicht so weit verbreiten, doch darf ich nicht vergessen, Dir zu sagen, daß selbst Meta, ungeachtet ihrer Kränklichkeit, nicht hinter den Andern zurückblieb. — Auf einem besondern Tische fand man Blumen, Bäume, Früchte und Landschaften bunt durch einander gemischt, indessen gewahrte man bei näherer Untersuchung, daß alle diese Blätter wohlgeordnet aufgelegt waren.

Alle erhielten Preise, und fühlten sich sehr glücklich, ihren Fleiß so herrlich belohnt zu sehen, denn längst gehegte Wünsche wurden durch die Wahl der Bücher und Steindrücke, in welchen die Preise bestanden, erfüllt. Freude und Jubel folgte auf die Zeit der unermüdeten Anstrengung. Nun werde ich Dir aber auch die Tage der Erholung und des Genusses schildern. Doch vorher muß ich Dir noch sagen, daß einige meiner lieben Pensionärs ausgetreten sind: Ida, Thekla, Adelheid und Victorine. Beide letztere bildeten sich vorzüglich mit dem regsten Eifer für thätige Häuslichkeit aus, und sind nun der Mutter, die immer kränklich ist, eine wahre Stütze und Hülfe in ihrem großen beschwerlichen Hauswesen. Unsere Thekla, deren Character zu meiner Freude sich außerordentlich verbesserte, schied besonders mit Schmerz aus dem Mädchenkreise, und von Ida sollst Du noch mehreres hören.

Wir machten auch zu Anfang dieser Ferien eine Fußreise; da die meisten meiner Zöglinge schon nach Hause geholt waren, nahm ich nur Laura,

Eugenia, Theodora, Hulda und Erlinde mit, denn diesen fünfen hatte ich das Versprechen gegeben, sie an diesem Vergnügen Theil nehmen zu lassen. Ich nahm ein Mädchen zur Bedienung mit, die auch unser weniges Gepäcke tragen mußte, und so wanderten wir der Heerstraße entlang. Unser Ziel war ein neun Stunden von hier entferntes Schloß. Wenn ich Dich einmal hierzu einlade, wirst Du Lust haben, mit zu pilgern? Wir waren zwei Tage unterwegs; unsere Mahlzeiten waren äußerst einfach: Milch, Eier, Butter, Brod und Kartoffeln, war alles, was sich auf unserer Wanderschaft vorfand; allein wir wurden hinlänglich entschädigt, da wir, auf dem Schlosse anlangend, mit der größten Herzlichkeit von meinen lieben Freunden empfangen wurden. Die gute Geheimräthin, eine außerordentlich liebevolle Frau, suchte uns die Mühseligkeiten des Weges auf das beste zu vergelten. Ich wünschte, daß Du diese vortreffliche Frau kennetest, die auch — obschon sehr hoch in Jahren — dennoch mit Kindern sich recht freundlich zu benehmen weiß. Ihre Güte ist so groß, ihr Sinn so wohlthätig, daß sie sich äußerst beschränkt, und vieles sich versagt, um nur den Armen recht reichlich geben zu können. Sie übt diese Tugend mit eben so viel Eifer als möglichster Stille, und ihr Walten ist gleich erfreuend für die ihrigen, als auch beglückend für die Andern.

Wir blieben acht Tage auf dem herrlichen Schlosse, welches in der Mitte eines recht schönen

großen Gartens liegt. Außerhalb des Gartens befinden sich mehrere Teiche, ein recht liebliches Wäldchen und ein nahes Dorf. Auch die Aussicht in die Ferne ist sehr reizend. Der edle Geheimrath mit seiner großen Herzensgüte, wünschte, daß wir unsern Aufenthalt noch um einige Tage verlängerten, und gab dann auch nicht zu, daß wir zu Fuße zurück kehrten, sondern ließ uns nach Hause fahren.

Daß dieses schöne Tage voll Heiterkeit und Frohsinn waren, kannst Du Dir wohl denken; meine verehrten Freunde boten alles auf, um meinen lieben Mädchen jeden Tag unsers Aufenthaltes zu einem Festtag zu machen. Bald gab es eine Wasserfahrt, bald eine Parthie zu Fuß oder zu Wagen in die schöne Umgegend. Wir machten auch Besuche in der freundlichen Nachbarschaft, da es dort viele Schlösser gibt, die alle bewohnt sind, zum Theil von recht zahlreichen Familien, die mit dem guten Geheimrath in den freundschaftlichsten Verhältnissen stehen. Die Mädchen knüpften manche, für ihr Alter passende Bekanntschaft an, denn wir trafen wirklich liebenswürdige junge Mädchen, von denen ich künftiges Jahr einige unter meine Zöglinge aufnehmen werde. Diese herrliche Zeit wird sicherlich noch in spätern Jahren meinen Mädchen die angenehmste Erinnerung gewähren, denn sie fühlten sich zu beglückt, als daß sie es je vergessen könnten.

Aus meinen Briefen an Deine liebe Mutter weißt Du, daß Ida nun schon verheirathet ist; ich

wohnte vor zwei Monaten ihrer Trauung in S. bei. Längst war ihr sechzehnter Geburtstag zu diesem Feste bestimmt; denn ein edler, wohlhabender junger Mann, der auch eine hohe Stelle begleitet, hielt schon vor zwei Jahren bei ihren Eltern um sie an. Damals war ihre Erziehung noch nicht vollendet; noch ein Jahr sollte sie hier bleiben, dann noch ein Jahr im elterlichen Hause zubringen. Allein eine heftige Entzündungskrankheit mit ihren nachtheiligen Folgen hielt sie beinahe ein zweites Jahr bei ihren Eltern zurück und von allem Unterricht ab, daher sie nochmals in die Pension eintrat, und bis einige Wochen vor ihrer Verheirathung bei mir blieb.

Ich benützte die letzten Wochen der Ferien um einen längst gehegten Wunsch auszuführen; ich machte nämlich noch eine kleine Reise mit meiner Schwester zu einer mir sehr theuern nahen Verwandten, welche auf dem Lande wohnt, wo wir recht frohe Tage verlebten. Aber die Rückreise zu einer schon etwas rauhen Zeit, griff meine Gesundheit so an, daß ich einige Zeit sehr leidend war, und noch immer die Folgen fühle, was auch die lange Pause in meinen Mittheilungen veranlaßte.

Schon seit einem Monat wird wieder recht fleißig gelernt, und noch weißt Du nicht, daß die Zahl meiner ausgetretenen Pensionärs wieder durch vier recht liebe Mädchen ersetzt ist. Franziska, die älteste unter ihnen, ist die jüngste Tochter des Herrn K. unsers würdigen Lehrers, ein talentvolles

lebhaftes Mädchen, die mir viel Freude verspricht. Leopoldine und Anastasia, zwei Schwestern, sie sind beide recht fleißig, und die jüngere erfreut mich besonders durch ihr weiches, biegsames Gemüth. Josephine, die kleinste dieser vier Mädchen, ist ein gutes, aber höchst leichtsinniges Kind, die schon einer strengern Leitung bedarf.

Du wirst Dir leicht denken, daß wir unsere gute Ida so wie auch die drei andern Mädchen sehr vermissen, da Du ja gar wohl weißt, mit welch' großer Innigkeit meine Zöglinge einander lieben. Es gewährte mir einen wahren Genuß, die Herzlichkeit zu bemerken, mit der die Mädchen beim Wiedereintritte in die Pension, nach den verflossenen Ferien, sich begrüßten, wie sie mit wahrer Schwesterliebe einander alles mittheilten, was ihnen von den Tagen der Trennung an merkwürdig schien. Die Herzlichkeit und Freundlichkeit, die in dem jugendlichen Kreise herrscht, kam meinen Bemühungen, meine neuen Pensionärs bald heimisch hier zu machen, gar sehr zur Hülfe. Josephine, die jüngste, gewöhnte am leichtesten ein, mit Anastasien ward es mir schon schwerer; doch jetzt fühlt sie sich auch recht glücklich unter den andern Mädchen und hängt mit ganzer Seele an mir. Seit ich ihr von Dir, mein liebes Pathchen erzählte, hat sie nur immer den Wunsch, Dich zu kennen. Was ich ihr Gutes von Dir erzähle, sucht sie sich eigen zu machen, und wird sie gewahr, daß ich es bemerke, dann küßt sie mir mit Innigkeit die Hand, indem sie ausruft: »O

»Tante Clara, wenn ich ein recht braves, fleißiges »und geschicktes Mädchen werde, werden Sie mich »lieben wie Auguste?« Sie ist ein gutes Kind, ich werde Dir noch manches von ihr erzählen.

Nun sollst Du auch wieder eine von den Erzählungen bekommen, mit denen ich während dieser Zeit meine Zöglinge bei den Arbeitsstunden zur Belehrung unterhielt.

Sechste Erzählung.

Angelika, oder edle Wohlthätigkeit.

Frau von Villier, noch jung und seit mehreren Jahren Wittwe, weihte sich ganz der Erziehung ihrer einzigen Tochter, dem Gegenstande ihrer ganzen Zärtlichkeit und Sorgfalt. Als ihr Gemahl starb, hinterließ er viele Schulden, welche sie nur dadurch tilgen konnte, daß sie von Paris weg und sich auf ein Landgut zurück zog, welches sie an der Loire besaß. Das Schloß war alt und sehr groß. Seine Zugbrücke, die Gräben und Thürmen erinnerten an längst vergangene Jahrhunderte. Das Innere des Schlosses entsprach dem Aeußern. Alles zeigte die edle Einfachheit unserer Voreltern. Man sah darin weder Vergoldungen noch jenen Ueberfluß von Porzellan-Figuren und Vasen, die man in den neueren Schlössern fand. Aber man erblickte dort schöne, herrliche Tapeten, in welche interessante Züge aus der Geschichte eingewirkt waren. Man ging in

langen, mit Familien-Portraits ausgeschmückten, Gallerien spazieren, und von den Fenstern des Salons aus entdeckte man auf einer Seite einen schönen Wald, auf der andern Seite die angenehmen Ufer der Loire. Auf diesem Schlosse verlebte Angelika, dies war der Name der Tochter der Frau von Villier, ihre Kindheit und die ersten Jahre ihrer Jugend. Da bekam sie Neigung zu ländlichen Vergnügungen und zu einem stillen zurückgezogenen Leben. Während der schönen Frühlings- und Sommertage machte sie mit ihrer Mutter lange Spaziergänge, und in der Mittagshitze suchte man im Walde Schatten und Kühle. Bald übte sich dort Angelika im Laufen, bald pflückte sie Pflanzen, deren Namen und Eigenschaften ihre Mutter sie lehrte. Oft nahm sie dort ihre Unterrichtsstunden, oder sie hörte etwas Anziehendes lesen; und wenn der Tag sich neigte, verließ man den Wald um an die reizenden Ufer des Flusses zu gehen. Als Angelika im achten Jahre war, mußte sie mehr sitzen. Tausend verschiedene Beschäftigungen hielten sie im Schlosse zurück; aber sie stand mit dem Tag auf; sie frühstückte im Park oder auf dem Felde; und am Abende ging sie noch eine oder zwei Stunden mit ihrer Mutter spazieren. Ihre Gouvernante, die ebenfalls Wittwe war, hatte eine Tochter, Namens Julie, welche Angelikas Gespielin und vier Jahre älter als sie war. Julie hatte glückliche Anlagen, ein gutes Herz und viel Fleiß. Sie nahm Theil an all dem Unterricht, welchen Angelika er-

hielt, und sie benützte ihn so, daß ihre junge Herrin sie mit Recht immer als ihre Freundin betrachtete. Indessen erreichte Angelika ihr sechzehntes Jahr; ihr Character war eben so fest als ihre Seele gefühlvoll war. Sie vereinigte einen gebildeten Geist, Bescheidenheit, eine unerschütterliche Sanftmuth und den vollkommensten Gleichmuth mit der Munterkeit und offenherzigen Anmuth ihres Alters. Ihre Dankbarkeit und Zärtlichkeit für ihre Mutter war unbegränzt. Da sie in jedem Augenblicke ihres Lebens mit ihrer Mutter beschäftigt war, nnd alle Mittel ergriff, um ihr zu gefallen, so gab es keine Beschäftigung, die nicht einen großen Reiz für sie hatte. Lernte sie Verse auswendig, so sagte sie zu sich selbst: »Es wird der Mutter Vergnügen machen, wenn ich »sie ihr diesen Abend auf dem Spaziergang vor»sage. Sie wird mein Gedächtniß, meinen Fleiß »loben.« Lernte sie englisch oder italienisch, so sagte sie: »Wie wird die Mutter erstaunt und erfreut seyn, »wenn sie sieht, daß ich statt der einen Seite, die »sie mir aufgegeben hat, zwei übersetzt habe.« Wenn sie schrieb oder zeichnete, wenn sie Harfe, Klavier oder Guitarre spielte, dachte sie wieder: »Dieses »Gemälde wird der Mutter Kabinet schmücken; je»desmal wenn sie es ansieht, wird sie an ihre Angelika denken. Diese Sonate, die ich jetzt so »schlecht spiele, wird, wenn ich sie kann, die Mut»ter entzücken.« Diese Idee, welche sie auf alles anwendete, machte, daß sie im Lernen einen unaussprechlichen Reiz fand, sie machte ihr die mühevoll-

sten Schwierigkeiten leicht, und verwandelte ihre Pflichten in wonnevolles Vergnügen.

Um Angelikas Erziehung zu vervollkommnen, entschloß sich Frau von Villier zwei Jahre in Paris zuzubringen. Gegen Ende Septembers entriß sie sich ihrer angenehmen Einsamkeit. Als sie in Paris angekommen war, miethete sie ein kleines Haus, in welchem Angelika mehr als einmal die bezaubernden Ufer der Loire schmerzlich vermißte. Frau von Villier sah mit Vergnügen mehrere Personen wieder, mit denen sie ehemals bekannt war. Unter dieser Anzahl zeichnete sie vorzüglich einen alten Freund ihres Gemahls aus, den Grafen Bournot, der eben sowohl durch seine Verdienste als durch seine Tugenden dieses Vorzuges würdig war. Er war seit mehreren Jahren Wittwer, und hatte nur einen einzigen Sohn von achtzehn Jahren, von welchem er sich eben auf zwei Jahre getrennt hatte. Dieser junge Mensch, der Adolar hieß, war jetzt in Italien, und sollte später den Norden bereisen.

Der Graf Bournot speißte alle Abende bei Frau von Villier; um halb eilf Uhr ging Angelika schlafen. Sobald sie hinausgegangen war, sprach der Graf von ihr, und zwar immer um sie zu loben. Er bewunderte eben so sehr ihre Talente, als ihre Bescheidenheit und eine gewisse Sanftmuth und Freimüthigkeit, die einen unaussprechlichen Reiz über ihre kleinsten Handlungen verbreitete. Dann sprach er von seinem Sohne, er rühmte seinen Geist,

seinen Character, sein Herz. Frau von Villier hörte mit Entzücken Angelikas Lob an. Sie hörte nicht ohne Bewegung so oft den Namen Adolar aussprechen, und in diesen süßen Unterhaltungen wurden mehr als einmal die Stunden vergessen. Man rief oft mit Erstaunen: »Wie, es ist schon »drei Uhr!« Graf Bournot setzte seine Besuche immer fleißig fort, aber ohne sich weiter zu erklären. Nur sagte er eines Tages: Mein Sohn wird ein beträchtliches Vermögen bekommen, weil ich es besitze; aber ehe ich es mit ihm theile, will ich ihn lehren, es zu genießen. Bei seiner Rückkunft ist er zwanzig Jahre alt. Ich werde ihn verheirathen, ich will ihm eine liebenswürdige Frau geben, deren Anmuth, Beispiel und Sanftmuth ihm alle seine Pflichten angenehm, und die Tugend theuer machen kann. Frau von Villier erkannte wohl in dem Bilde dieser Frau, Angelikas Portrait, aber wenn sie über das außerordentliche Mißverhältniß zwischen ihrem Vermögen und dem des Grafen Bournot nachdachte, konnte sie sich kaum überreden, daß dieser wirklich Absichten auf ihre Tochter habe.

Schon war Frau von Villier beinahe seit zwei Jahren in Paris. Angelika näherte sich ihrem achtzehnten Jahre, als eines Abends der Graf Bournot bei Frau von Villier eintrat, und sie um die Erlaubniß bat, seinen Sohn, der so eben angekommen war, ihr vorstellen zu dürfen. Im nämlichen Augenblicke erschien ein junger Mann mit dem interessantesten Gesichte, der mit eifriger

und zugleich schüchterner Miene, was seine natürlichen Annehmlichkeiten noch vermehrte, sich Frau von Villier näherte. Der Graf und sein Sohn blieben bei dem Nachtessen. Adolar sprach wenig, aber er sah oft Angelika an; und er sagte kein Wort, das nicht das lebhafteste Verlangen ausdrückte, Frau von Villier zu gefallen. Am andern Tag kam der Graf wieder mit seinem Sohne, und Frau von Villier erklärte dem Grafen ohne Rückhalt, daß sie sich zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht habe, keine jungen Leute von Adolars Alter bei sich zu empfangen. Aber gnädige Frau, sagte der Graf, Sie müssen doch untersuchen, ob Adolar Ihnen ansteht. — Wie! was wollen Sie damit sagen? — Ei, sehen Sie denn nicht, daß sein und mein Glück davon abhängt? Nehmen Sie sich also Zeit ihn kennen zu lernen; und wenn er so glücklich ist, Ihnen zu gefallen, so sind meine und seine Wünsche zugleich erfüllt. Frau von Villier bezeigte dem Grafen die Dankbarkeit, welche diese Rede ihr einflößte. Indessen ging sie noch keine Verbindlichkeit ein, da sie vorher Angelikas Neigung untersuchen und über Adolars Character besondere Erkundigungen einziehen wollte. Alles, was sie von ihm hörte, verdoppelte nur den Wunsch in ihr, ihn als Sohn anzunehmen; und als der Graf aufs Neue in sie drang, ihm eine bestimmte Antwort zu geben, so zögerte sie nicht mehr. Nachdem alles geordnet war, unterzeichnete man den Ehevertrag. Am andern Tag empfing Adolar mit

Entzücken die Hand der liebenswürdigen Angelika, und man führte sogleich die Neuvermählten auf ein reizendes Landgut, welches der Graf, zehn Stunden von Paris gelegen, besaß. Es wurde beschlossen, daß man erst gegen das Ende des Herbstes nach Paris zurück kehren wollte.

Frau von Villier verlebte drei Monate mit ihnen. Nach Verlauf dieser Zeit war sie genöthigt, sie zu verlassen. Da sie sich für immer in Paris niederlassen wollte, erforderte die Anordnung ihrer Geschäfte, daß sie eine Reise an die Loire machte. Obwohl sie noch vor dem Winter zurück kommen sollte, so bedurfte doch Angelika ihre ganze Kraft, um eine so schmerzhafte Trennung zu ertragen. Ihr Kummer und ihre Wehmuth nach der Abreise ihrer Mutter, machte sie in Adolars Augen noch liebenswürdiger. Es war für ihn eine heimliche Wonne, sie in dieser Niedergeschlagenheit und Traurigkeit zu betrachten. Wenn er ihre Thränen fließen sah, sagte er bei sich: Wie groß werden einst meine Rechte über ein so gefühlvolles und dankbares Herz seyn! Angelika zeigte jedoch, aus Furcht Adolar zu betrüben, ihm nicht ihren ganzen Kummer, aber sie entschädigte sich für diesen Zwang bei Julie, diesem jungen Mädchen, welche die Gespielin ihrer Kindheit gewesen war. Angelikas süßester Trost war es von ihrer Mutter zu sprechen, und ihr täglich lange Briefe zu schreiben, welche die umständlichste Mittheilung ihrer Gefühle, Beschäftigungen und Vergnügungen enthielten.

Schon waren seit der Abreise der Frau von Villier fast zwei Monate verflossen. Angelika war in dieser Zeit nicht ein einzigesmal mit ihrem Schwiegervater und ihrem Gemahl nach Paris gegangen, sie hatte keinen Wunsch als die Rückkehr ihrer Mutter. Sie war alles für Adolar, und Adolar wurde ihr jeden Tag theuerer. Sie gingen oft beide allein in dem Walde oder in den Feldern spazieren. Angelika fragte Adolar über seine Reisen aus, und genoß das Vergnügen sich zu belehren, wenn sie ihm zuhörte. Manchmal saßen sie mit einander an dem Rande eines Baches, wo Angelika hübsche Romanzen sang. Ihre sanfte und wohlklingende Stimme zog die Schäfer und Schnitter herbei. Die Einen verließen ihre Arbeit, die Andern ihre Heerden, und Alle liefen herzu, um sie zu hören. Sie machte eine Unterbrechung in den Arbeiten dieser Leute, und ließ sie ihre Ermüdung vergessen. Eines Abends bemerkte Angelika unter ihren ländlichen Zuhörern einen Greis, den sie noch nicht gesehen hatte. Er hatte ein so ehrwürdiges Gesicht, und so schöne weiße Haare, daß Angelika seinen Namen wissen wollte. Man sagte ihr, er heiße Nikolaus, wäre fünf und siebenzig Jahre alt, habe eine lahme Schwester bei sich, und sei Großvater von fünf kleinen Waisen, die alle nur von seiner Arbeit lebten. Angelika hatte nur einen sehr kleinen Jahrgehalt. Ihr Schwiegervater besaß ein beträchtliches Vermögen; er war edel und wohlthätig; da er aber seinem

Sohne und seiner Schwiegertochter Ordnung und Sparsamkeit lehren wollte, so war er vernünftig genug es über sich zu gewinnen, daß er sein Vermögen noch nicht mit ihnen theilte. Wenn Ihr mir werdet bewiesen haben, sagte er zu ihnen, daß Ihr einen würdigen Gebrauch von dem Gelde zu machen wißet, so werden wir zum Beispiel in fünf Jahren gemeinschaftliche Börse haben; wenn ich bis dahin mit Eurer Aufführung zufrieden bin, so werde ich, einem sparsamen und vernünftigen Sohne mit Freuden alles hingeben; aber ich werde nicht einem Thoren oder Verschwender ein Vermögen überlassen, das ich einzig nur mir selbst zu danken habe, und über welches ich nach meinem Willen bestimmen kann. Ach! mein Vater, antwortete Adolar immer auf diese Bemerkungen, hast Du mir nicht alles gegeben, da Du mir Angelika gabst?

Angelika ihrerseits verlangte keinen beträchtlichern Jahrgehalt als der ihrige war. Bei einer besonnenen und wohlangewendeten Sparsamkeit ist das mittelmäßigste Vermögen immer hinreichend. Auch war Angelika reich genug, um großmüthig und wohlthätig seyn zu können. Ganz beschäftigt mit dem guten Greis Nikolaus, sagte sie Abends bei dem Schlafengehen zu Julie, daß sie ihm durch sie etwas schicken wolle. Am andern Morgen kam der Graf Bournot wie gewöhnlich, um mit seiner Schwiegertochter zu frühstücken. Hier ist, sagte er, eine Einladungskarte für Dich zu einem glänzenden Ball. In vierzehn Tagen gibt man in Paris ein

herrliches Fest. Du bist dazu gebeten. Ich will, daß Du hingehest, meine Tochter. Du brauchst ein Ballkleid, ich bringe es Dir. Indem der Graf diese Worte sagte, legte er einen Bentel mit sechzig Louisd'or auf einen Tisch. Als Angelika allein war, rief sie Julie, und zeigte ihr das Geschenk, was sie so eben bkommen hatte. Für fünzig Louisd'or, sagte sie, bekomme ich ein Kleid, das schön genug ist. Also will ich zehn Louisd'or von dieser Summe nehmen, um sie dem armen Nikolaus zu geben; und Du, Julie, erkundige Dich in dem Dorfe, ob Alles, was man mir von diesem Greise gesagt hat, der Wahrheit gemäß ist; und wenn man mir die Sache nicht übertrieben dargestellt hat, so will ich das Geld, das ich ihm bestimmt habe, ihm selbst hintragen.

Nachmittags kam Julie von dem Dorfe zurück, und sagte ihrer jungen Gebieterin, daß sie nicht nur bei dem Pfarrer und bei mehreren Dorfbewohnern sich erkundigt habe, sondern daß sie auch in der Hütte des Greises gewesen sei, und die arme lahme Schwester gesehen, welche von Nikolaus ältester Enkelin, einem jungen Mädchen von zwölf Jahren, gepflegt würde; daß die Kranke in einem sehr reinlichen Zimmer auf einem ziemlich guten Bette liege, während der Greis, in einer Art kleiner Scheune auf Stroh schlafe, und endlich, daß Nikolaus der rechtschaffenste und unglücklichste Mann im Dorfe so wie der beste Bruder und Großvater wäre. Wohlan, sagte Angelika, ich habe den Beutel bei

herrlichen Ton. Du bist dann gebeten.
daß Du hingehst, meine Tochter. Du b
Dukaten, ich bringe es Dir. Indem er
Silberstück legte, legte er einen Dukaten
Dukaten auf einen Tisch. Sie
war, rief sie Julie, und zeigte
was sie so eben bekommen hatte.
d'or, sagte sie, bekomme ich ein
nug ist. Also will
Tonne erfüllen,
zu setzen; und
Greise
rück, und
nur bei
nern
Zimmer
der Greis, in
Dach-Stube, und endlich,
rechtschaffenste und unglücklichste Mann im Dorfe
so wie der arme Bruder und Großvater wäre.
Nun, sagte Angelika, ich habe den Beutel ge-

J. Maas ges.

Stich besorgt durch Petersen.

mir, den mein Schwiegervater mir gegeben hat, wir wollen ihm sogleich zehn Louisd'or hintragen. Angelika ergriff nach diesen Worten sogleich Juliens Arm, und ließ beim Fortgehen Adolar, der eine Parthie Whist spielte, sagen, daß sie neben der kleinen Weidenallee hinginge, um die Schnitter arbeiten zu sehen. Angelika kam auf das Feld wo Nikolaus gewöhnlich bis zu dem Abend arbeitete. Sie suchte ihn mit den Augen, und da sie ihn nicht sah, fragte sie, wo er wäre; man antwortete ihr, daß er niedergedrückt von Hitze und Ermüdung, auf einen Augenblick in den Schatten gegangen, um auszuruhen, und daß er an dem Ufer des Baches neben der großen wilden Rosenhecke eingeschlafen sei. Angelika und Julie richteten ihre Schritte auf diese Seite hin; nach einem Augenblicke bemerkten sie den eingeschlafenen Greis, umgeben von seinen Enkeln. Sie näherten sich sehr vorsichtig, aus Furcht ihn aufzuwecken, und blieben einige Schritte davon stehen, um das so rührende Gemälde zu betrachten. Der gute Greis schlief fest. Ein hübsches kleines Mädchen von acht bis neun Jahren befestigte leise ihre Schürze an der wilden Rosenhecke, über dem Kopfe ihres Großvaters, um ihn gegen die Sonnenhitze zu schützen; einer ihrer Brüder half ihr bei dieser Arbeit, während die zwei andern mit Weidenästen bewaffnet, zu beiden Seiten des Greises knieend, sich beschäftigten, die Fliegen und Schnacken, die sich seinem Gesichte näherten, wegzujagen. Als das kleine Mädchen Ange-

lika sah, gab sie ihr mit der Hand ein Zeichen, daß sie kein Geräusch machen solle. Angelika lächelte; und auf den Fußspitzen sich nähernd, umarmte sie das kleine Mädchen, und sagte ganz leise zu ihr: Ich muß mit Deinem Großvater sprechen wenn er aufwacht. Gehe da hinab und spiele mit Deinen Brüdern, und wenn ich Dich rufe, so komme wieder. Das junge Mädchen machte einige Schwierigkeiten sich zu entfernen, wie auch die kleinen Knaben, welche nur unter der Bedingniß, daß Angelika und Julie versprachen, statt ihrer die Fliegen wegzujagen, zum Fortgehen einwilligten.

Als dieses verabredet war, nahm Angelika die Weidenäste und setzte sich mit Julie neben die Rosenhecke; die kleine Familie entfernte sich und verschwand. Angelika zog alsdann ihre Börse aus der Tasche und legte sie auf ihren Schooß, um die zehn Louisd'or heraus zu nehmen. Da sie aber fürchtete zuviel Geräusch zu machen wenn sie das Geld zählte, hielt sie inne, und indem sie ihre Augen auf den Greis richtete, betrachtete sie ihn mit Rührung. Wie ruhig schläft er, sagte sie, armer und verehrungswürdiger Greis! wie rührend und ehrwürdig ist sein Gesicht! fünf und siebenzig Jahre, welches Alter! Wie viele Mühe hat er während einer so langen Laufbahn ertragen! und jetzt, wo seine Kräfte ihn verlassen, ist er noch genöthigt, unaufhörlich zu arbeiten! Bei Endigung dieser Worte floßen Angelikas Thränen. Denken Sie, sagte Julie, an die Freude, die Sie ihm durch die zehn

Louis'dor verschaffen werden. — Dieses Geschenk, erwiederte Angelika, diese kleine Summe kann ihm kein glückliches Leben verschaffen! — O wie süß würde es seyn, die Ruhe seiner alten Tage zu sichern! Welches Erwachen würde das für ihn seyn! zehn Louisd'or können nur eine Erleichterung seiner Armuth seyn, aber fünfzig würden ihn in Wohlstand versetzen. Fünfzig Louisd'or, was mein Kleid kosten wird! und welches Vergnügen wird dieses Kleid mir machen? Es wird nicht einmal bemerkt werden; ich werde hundert prächtigere Kleider sehen! Wenn ich ein Kleid mit Stickerei und goldenen Franzen besetzt anhaben werde, glaubst Du Julie, daß Adolar mich deswegen hübscher finden wird? Heute hat er meine Gestalt so sehr gelobt; und doch habe ich nur ein weißes Kleid an und bin mit Kornblumen geschmückt, welche er diesen Morgen auf dem Felde gepflückt hat. Julie für zehn Louisd'or könnte ich ein neues Kleid bekommen, zwar einfach, aber es würde mir besser stehen, als ein reiches Kleid: Blumen und Gaze stehen besser für mein Alter; was denkst Du davon? Ich gestehe, gnädige Frau, daß ich entzückt wäre, Sie recht geschmückt zu sehen. Ach! Julie, betrachte diesen Greis, und Du wirst nicht mehr mit einem so eiteln Gedanken beschäftiget seyn. Denke doch an das Vergnügen, das ich empfinden werde, diesen guten Familienvater dem Elende zu entreißen! Julie, wie heiter würde er sein Abendessen einnehmen, umgeben von seinen Enkeln! mit welcher rei-

nen Freude würde er sie umarmen und ihre Liebkosungen annehmen. Und ich könnte morgen früh das Alles meiner Mutter schreiben! O wie glücklich würde meine Mutter seyn, wenn sie diesen Brief läse! Aber gnädige Frau, Sie werden bei diesem Feste die Einzige seyn, die so einfach angezogen ist; das könnte Ihrem Herrn Schwiegervater mißfallen. — Und vielleicht auch Adolar? Doch sie sind Beide so gut, so wohlthätig! Ja, Julie, ich will Adolar um Rath fragen. Ich darf nichts ohne seine Zustimmung thun. Aber wir wollen uns von hier entfernen, denn der Anblick dieses Greises führt mich in Versuchung, selbstständig zu handeln, ohne vorher zu fragen. Komm, laß uns Adolar aufsuchen; nachher kommen wir wieder, komm! Als Angelika diese Worte sagte, wollte sie aufstehen, da hörte sie hinter sich ein Rauschen in den Blättern, sie sah sich um, und im nämlichen Augenblicke bemerkte sie Adolar, welcher über die Hecke sprang und sich ihr zu Füßen warf. Einen Augenblick nachher als Angelika ausgegangen war, ging er aus dem Schlosse um ihr zu folgen; da Adolar wußte, daß Angelika den Greis aufsuchte, so zweifelte er nicht, daß sie ihm eine Unterstützung bringen wollte, er verbarg sich also hinter der Rosenhecke, um die Unterhaltung Angelikas mit Nikolaus anzuhören; und obschon Angelika nur halblaut sprach, so hatte er doch von allem was sie gesagt, nicht ein einziges Wort verloren, da er nur durch leichtes Laubwerk von ihr getrennt war. O

meine reizende Angelika! rief er aus, indem er sich vor ihr auf ein Knie niederließ, ich habe alles gehört. Indem Du Dich mit den Mitteln beschäftigest das Glück dieses Greises zu sichern, hast Du mein Glück auf den höchsten Gipfel erhoben, weil diese Unterhaltung mir gezeigt hast, wie sehr Du geliebt zu werden verdienst.

Adolar sprach noch, als Nikolaus erwachte. Sogleich machte sich Angelika aus Adolars Armen los, und näherte sich dem Greise. Dieser betrachtete sie mit Erstaunen, und aus Ehrfurcht für sie wollte er aufstehen. Angelika nöthigte ihn, sitzen zu bleiben. Er entschuldigte sich, indem er hinzusetzte: Ich muß wieder an die Arbeit gehen. Nein, sagte Angelika, ruhet heute aus. — Und mein Taglohn. — Ich will ihn Euch zahlen. Hier nehmt diesen Beutel. Möchte er Euch so viel Vergnügen machen, als ich empfinde, indem ich Euch denselben anbiete. Bei diesen Worten beugte sich Angelika mit einer rührenden und ehrfurchtsvollen Miene zu dem Greise herab und legte den Beutel, der die fünfzig Louisdor enthielt, in seine zitternden Hände. Adolar, Angelika gegenüber stehend, betrachtete sie mit Entzücken. Nie war sie seinen Augen so reizend erschienen; nie machte sie einen so süßen und tiefen Eindruck auf sein Herz.

Indessen betrachtete der Greis mit einer Art von Bestürzung den offenen Beutel, der auf seinem Schooße lag. Er hatte in seinem Leben keine so große Summe gesehen. Er rieb sich die Augen, er

fürchtete noch zu schlafen und zu träumen. Angelika genoß in stiller Wonne seine außerordentliche Ueberraschung. Endlich schlug Nikolaus seine beiden Hände zusammen und sagte mit unterbrochener Stimme: Aber mein Gott, was habe ich gethan, um ein so großes Geschenk zu verdienen? Er hob bei diesen Worten den Kopf in die Höhe, betrachtete Angelika mit thränenvollen Augen und fuhr fort: O gnädige Frau, möge der Herr, um Sie zu belohnen, Ihnen Kinder schenken, die Ihnen gleichen! Er konnte nicht mehr sagen. Häufige Thränen unterbrachen seine Worte. In diesem Augenblicke kam die ganze kleine Familie des Greises herbei gelaufen. Angelika bat Nikolaus die Börse einzustecken, und diese Begebenheit Jedermann zu verbergen, bis sie ihm erlauben würde, davon zu sprechen. Angelika umarmte noch die kleine Adamine; und nachdem sie dem guten Greise Lebewohl gesagt hatte, nahm sie mit Adolar den Weg zum Schlosse zurück. Aus sehr natürlichem Zartgefühl wollte Angelika nicht, daß ihr Schwiegervater vor dem Feste, zu dem sie eingeladen war, etwas von dieser Begebenheit erfahren sollte, aus Furcht, der Graf möchte ihr ein anderes Ballkleid geben. Endlich kam der Tag dieses Festes herbei. Der Graf blieb auf dem Lande, er vertraute Angelika einer seiner Verwandtinen an, und Adolar begleitete sie nach Paris. Angelika zog auf dem Ball Aller Augen auf sich, und fesselte sie, nicht nur durch ihre Schönheit und ihre Reize, sondern auch durch

die elegante Einfachheit ihres Kleides, welches sie von allen andern Frauen auszeichnete. Ihr Putz war nicht durch Gold, Diamanten und Perlen überladen; nichts schadete ihrer natürlichen Leichtigkeit, und sie trug den Sieg des Tanzes, wie den der Schönheit davon. Die süße Erinnerung an den Greis stellte sich mehr als einmal ihrer Einbildungskraft dar, und verdoppelte ihre Fröhlichkeit; und oft wenn sie die übertriebene und thörichte Pracht der jungen Damen ihres Alters betrachtete, sagte sie bei sich selbst: Wie bedauere ich sie! sie kennen das wahre Vergnügen nicht. Bei dem Anbruche des Tages brachte Adolar Angelika auf das Land zurück; er wollte, daß sein Vater sie in ihrem Ballkleid sähe; denn er brannte vor Ungeduld, ihm die Geschichte des Greises zu erzählen. Adolar kannte seinen Vater, und genoß zum Voraus das Vergnügen, welches er ihm verschaffen würde. Wirklich hörte der Graf diese Erzählung mit eben so viel Rührung als Freude an; er schloß die liebenswürdige Angelika tausendmal in seine Arme, und von diesem Augenblicke an empfand er wahrhaft alle Gefühle des zärtlichsten Vaters für sie. Am andern Tag besuchte Angelika mit Adolar den Greis. Adolar kündigte ihm an, daß er es auf sich nehme, für zwei seiner Enkel zu sorgen, für die hübsche kleine Adamine und ihrem zweiten Bruder. Das Mädchen wurde nach Paris zu einer Näherin geschickt, der Knabe ward zu einem Schreiner in die Lehre gegeben; der Graf Bournot vollendete das

Glück des Greises, indem er ihm eine Kuh und einen Morgen Landes schenkte, der neben seiner Hütte lag. Die glückliche Mutter Angelikas, welche eben von ihrer Reise zurück kehrte, empfing unterwegs den Brief, der alle diese Umstände enthielt.

Endlich lag die gefühlvolle und reizende Angelika wieder in den Armen der Frau von Villier, welche ihre noch übrigen Tage bei einer Tochter verlebte, die ihrer ganzen Zärtlichkeit so würdig war. Angelika war immer die Wonne ihrer Mutter, ihres Gemahls und ihrer Familie; sie fand in ihrem Herzen und in der allgemeinen Achtung die gerechte Belohnung ihrer Tugenden und ihres Betragens; und um ihre Glückseligkeit auf den höchsten Grad zu erheben, hatte der Himmel die Wünsche des Greises erhört; sie hatte Kinder, die ihrer würdig waren, und sie all das Glück fühlen ließen, das sie selbst ihrer Mutter verschaffte.

Ich bin überzeugt, daß der schöne Character Angelikas das Herz meiner Auguste mit Bewunderung und dem Wunsche erfüllen wird, ihr ähnlich zu werden. Auch alle meine Zöglinge sind beseelt von diesem Wunsche, und ich werde ihrem Streben durch aufmerksame Leitung unterstützend zu Hülfe kommen.

Doch nun will ich Dir auch von unserm fröhlichen Weihnachtsfeste erzählen.

Die Mädchen, die besonders in jenem Monate

recht fleißig lernten, ja sich bemühten, in Allem meinen Wünschen zuvor zu kommen, so daß ich nicht einmal nöthig hatte an eine Strafe zu denken und vielfältig freundlich belohnen konnte, hatten viele Wünsche und Hoffnungen laut werden lassen. Diese wurden auch meist an dem schönen, heiligen Abende dieses herrlichen Festes erfüllt, welches so vorzüglich geeignet ist, in der Mitte des Winters die düstern Tage zu erhellen, und die Herzen der Menschen mit größter Wonne zu durchdringen, der frohen Jugend aber hundertfältige Freude zu bereiten.

Längst hatte ich an mehreren meiner Zöglinge bemerkt, daß sie etwas auf dem Herzen hatten, was sie unruhig beschäftigte; bald errieth ich auch die Ursache, und kam ihren edlen Wünschen und Beschäftigungen zu Hülfe.

In der Kirche, wo wir jeden Morgen dem Gottesdienste beiwohnen, bemerkte ich seit längerer Zeit eine sehr ärmlich jedoch reinlich gekleidete Frau, in Mitte von zwei blühenden Mädchen, die ebenfalls sehr reinlich, aber nur nothdürftig bedeckt waren, in tiefer Andacht versunken, unfern von uns auf ihren Knieen liegend, und eifrig betend. Die beiden Kinder mit ihren blonden Locken und frommen Engelsblicken falteten ihre Hände mit einer Innigkeit, daß sie der Gemeinde zur Erbauung dienen konnten; auch meine Zöglinge bewunderten diese frommen Kleinen, da ich sie besonders einigen der Leichtsinnigern zum Muster darstellte. Als ich mich nach den Umständen der guten Frau erkundigte, er-

fuhr ich, daß ihr Mann vor kurzer Zeit gestorben sey, und sie in der äußersten Dürftigkeit zurück gelassen habe. Nun hatten die Mädchen nur den einzigen Wunsch, diesen beiden Kindern ein Bäumchen schmücken zu dürfen. Ich gewährte ihn gerne, und Jede wußte eine Kleinigkeit, womit man die Herzen so guter Kinder erfreuen kann, von der Ersparniß aus ihrem Monatgeld zu kaufen; so ward denn ein herrliches Bäumchen mit so manchem Nützlichen, einigem Spielzeuge, und etwas wenigem Zuckerwerk behängt; auch Lichtchen durften nicht fehlen. Ich sorgte noch für einige warme Kleidungsstücke, und so war denn bald für beide Kinder, die ich an jenem Abend mit der Mutter zu uns holen ließ, ein recht nettes Weihnachtsgeschenk bereitet. Ach! ich konnte mich selbst wie ein Kind mit den Kindern freuen. Die Rührung der Mutter, und die frommen freudigen Blicke der Kleinen werde ich nie vergessen. Ich dachte Deiner, meine gute Auguste, auch Dein gutes Herz würde von dem Entzücken der Kleinen, welches sich in jedem Worte, in jeder Bewegung aussprach, innigst gerührt worden seyn.

Auch der arme Fritz wurde nicht vergessen, und die lieben Mädchen wußten ihm gleichfalls eine Freude zu bereiten, die ich noch durch eine kleine Gabe erhöhte.

Mit Freuden gewähre ich Deine Bitte, Dir von meinem kleinen Liebling etwas mitzutheilen.

An Anastasien gewahre ich mit Vergnügen die erhabene Tugend einer vorzüglichen Frömmigkeit. Die schönste Gabe des Himmels ist es vor allem, nach der ein Mädchen streben muß, wenn sie im Leben das sein will, was der Schöpfer von einem Wesen fordern kann, welches er mit den lebendigsten Gefühlen ausgestattet hat. Was verheißt Dir mein Kind ein Blick nach Oben, in das reine Blau? Ist es nicht schon diese wunderherrliche Farbe, die von der Kraft und Lieblichkeit des gütigen Schöpfers zugleich spricht? So fragte ich neulich Anastasie, sie fiel mir um den Hals und sagte: O Tante Clara! sagen Sie mir recht viel von dem guten Gott; ich möchte immer nur von ihm, und von seinem heiligen Leben hören und lesen, darum ist mir auch die Religionsstunde die liebste. Wenn ich von Gott höre, dann ist mir so wohl, und keine Stunde scheint mir so kurz als diese. Auch bete ich so gerne; und da ich weiß, daß Gott auf mich hört, so sage ich ihm alles, was mir Schmerz und Freude macht, besonders wenn die Mutter mir schreibt, daß der Vater wieder krank ist, und dann erhalte ich immer bald von seiner Genesung Nachricht. — Ja siehst Du, mein Kind, wie Gott Dein kindliches Vertrauen belohnt. — Ich sagte dann weiter: Bitte aber auch Gott, meine Liebe, daß er Dir beistehe, Deine Fehler zu verbessern; besonders mußt Du Deine vorherrschende Selbstliebe unterdrücken. Mit Innigkeit versprach sie mir, diesen Fehler zu widerstreben.

Siebente Erzählung.

Edelmuth und Dankbarkeit.

Lord Nelvil, welcher einen hohen Posten begleitet hatte, entfernte sich bei herannahendem Alter und zunehmender Kränklichkeit vom Hofe, und zog sich in eine der äußersten Vorstädte Londons zurück. Durch verschiedene Unglücksfälle niedergebeugt, welche ihm den größten Theil seines Vermögens raubten, hatte er schon längst alle Gesellschaften gemieden, und lebte mit seiner ebenfalls bejahrten Gemahlin, die eine Ausländerin war, sehr still und einsam.

Als die Lady das Unglück hatte, ihren Gemahl zu verlieren, sah sie sich in der traurigsten Lage. Ohne Verwandte, ohne Schutz, ohne Hülfe stand sie allein, und hatte keine Aussicht eine Pension zu erlangen. Sie schrieb zwar an die Minister, sie reichte Bittschriften ein, man antwortete ihr, daß man ihr Gesuch dem Könige vorlegen wolle, sie hoffte lange vergebens; endlich nach zwei Jahren, als sie ihre Bitte erneuerte, erhielt sie eine so bestimmte Zurückweisung, daß sie wohl einsah, daß sie nun alle ihre Hoffnungen aufgeben müsse. Ihre Lage war sehr beklagenswerth; sie war seit zwei Jahren genöthigt gewesen, nach und nach ihr Silberzeug und einen Theil ihrer Möbeln zu verkaufen, um leben zu können; jetzt blieb ihr gar keine Hülfsquelle mehr übrig. Ihre Neigung zur Einsamkeit, ihre Frömmigkeit und ihre wankende Gesundheit hatten sie immer von Gesellschaften entfernt gehalten; und

besonders seit dem Tode ihres Gemahls hatte sie ganz aufgehört, Besuche zu machen, oder welche anzunehmen. Sie war also ohne Stütze, ohne Freunde, ohne Hoffnung, entblößt von allem, dem schrecklichsten Elende preisgegeben. Bei allem diesen war ihre Gesundheit gänzlich zerstört. In dieser äußersten Noth nahm sie ihre Zuflucht zu dem wahren Spender des Trostes und der Gnade, zu demjenigen, welcher ihr Schicksal ändern, oder ihr den Muth geben konnte, ihr hartes Loos mit Geduld zu ertragen; sie warf sich auf ihre Kniee, sie betete mit vollem Vertrauen, und bald fühlte sie sich gestärkt und über ihr Leiden emporgehoben; Ruhe und Zuversicht kehrte in ihre Seele wieder, gelassen und besonnen konnte sie das Schreckliche ihres Zustandes betrachten. Nun, sagte sie, da man doch nothwendigerweise einmal dieses gebrechliche Daseyn verlieren muß, was liegt daran, ob es durch den höchsten Grad des Elends oder durch eine Krankheit vernichtet wird? Ist es nicht einerlei ob man unter einem Thronhimmel oder auf dem Stroh stirbt? Wird mein Tod deswegen schmerzhafter seyn, weil ich nichts auf der Erde zu bedauern habe? Nein, gewiß nicht; im Gegentheil, ich werde keiner Ermahnung und keines Muthes bedürfen, ich werde kein Opfer zu bringen haben; verlassen von dem ganzen Weltall, werde ich nur an Denjenigen denken, der das Weltall regiert. Der gütige Vater im Himmel wird gewiß bereit seyn, mich aufzunehmen, mich zu belohnen, und ich werde den Tod als seine kostbarste Wohlthat empfangen.

Als sie über ihr Schicksal nachdachte, trat James, ihr Lakei, in das Zimmer. Es ist nothwendig, erst diesen James kennen zu lernen. Er war vierzig Jahre alt, und seit zwanzig Jahren im Dienst der Lady Nelvil; er konnte weder lesen noch schreiben; er hatte ein auffahrendes, finsteres, zänkisches Wesen; er schien immer seine Kameraden zu verachten, und mit seiner Herrschaft zu trotzen; seine stets kalte Miene, und sein launevoller Ton machten seine Dienstleistungen nicht angenehm. Doch seine Pünktlichkeit, seine gute Aufführung und vollkommene Treue ließen ihn jederzeit als einen vortrefflichen Menschen und schätzbaren Diener betrachten; aber man kannte nur seine wesentlichen Eigenschaften, und er besaß hohe Tugenden; unter einem so rauhen Aeußern verbarg er die gefühlvollste und erhabenste Seele.

Lady Nelvil hatte einige Zeit nach dem Tode ihres Gemahls alle seine Leute verabschiedet, und nur eine Köchin, noch eine Magd und James behalten. Endlich war die Zeit gekommen, wo sie auch noch diese drei Dienstboten wegschicken mußte. James, wie schon gesagt, trat in das Zimmer, es war im Winter, er trug ein Scheitholz und wollte es in den Kamin legen, da sagte Lady Nelvile zu ihm: Höre James, ich muß mit dir sprechen. Der bewegte Ton, mit dem die Lady diese Worte aussprach, fiel James auf; er legte schnell das Holz auf den Fußboden, richtete sich auf, sah seine Gebieterin an, und sagte: Mein Gott, Milady, was

gibt es denn? — James, weißt Du, was ich der Köchin schuldig bin? — Sie sind ihr nichts schuldig, Milady, auch mir und Jenny nicht; Sie haben gestern den Monatslohn gezahlt. — Ach, desto besser, ich dachte nicht mehr daran. Nun James, Du mußt der Köchin und Jenny sagen, daß ich ihrer Dienste nicht mehr bedarf. Und auch Du, mein lieber James, mußt einen andern Dienst suchen. — Einen andern Dienst! Was ist das! Nein, ich will in Ihrem Dienste sterben. Nein, Milady, ich verlasse Sie nicht, wie es auch kommen mag. — James, Du kennst meine Lage nicht. — Milady, Sie kennen James nicht. Wohlan, wenn man Ihre Pension so beschneidet, daß sie kein Mittel haben, Ihre Leute zu bezahlen, nun wohl, so schicken Sie die Andern fort; aber ich verdiene nicht, daß Sie mich mit ihnen wegjagen; ich habe keine Miethlings-Seele, Milady. — Aber, James, ich bin ganz zu Grunde gerichtet; ich habe alles verkauft, was ich besaß, und man gibt mir keine Pension! — Man gibt Ihnen keine Pension! Das ist nicht so, das kann nicht seyn. — Und doch ist es wirklich so. — Ach, guter Gott! — Man muß die Rathschlüsse der Vorsehung verehren und anbeten, und sich ihnen ohne Murren unterwerfen. James, ich empfinde einen großen Trost in meinem Unglücke, denn ich fühle eine vollkommene Ergebung. Ach! so viele andere Wesen auf der Erde, so viele tugendhafte Familien sind in der nämlichen Lage, in der ich bin! Ich habe doch wenigstens keine Kinder, ich

leide allein, das ist ein kleines Leiden. — Nein, nein, rief James mit schmerzlich bewegter Stimme, nein, Sie sollen nicht leiden. Ich habe Arme, ich kann arbeiten. — Ach, mein lieber James, unterbrach ihn die Lady, ich habe nie an Deiner Anhänglichkeit gezweifelt. Ich will sie nicht mißbrauchen. Ich verlange nur von Dir, daß Du mir ein Dachstübchen miethest. Ich habe noch etwas Geld, was für zwei oder drei Monate ausreichen kann. Ich will arbeiten, ich will in Wolle sticken. Verschaffe mir einige Kunden, das ist alles was ich von Dir verlange, und was Du für mich thun kannst. Während dieser Rede stand James seiner Gebieterin gegenüber, er betrachtete sie stillschweigend; und als sie zu sprechen aufhörte, fiel er ihr zu Füßen. Ach, meine verehrungswürdige Gebieterin! rief er aus; der arme James schwört Ihnen, daß er bis an das Ende seines Lebens seiner Gebieterin dienen, und mit besserm Herzen, mit mehr Ehrfurcht und Gehorsam zugethan seyn wolle, als je. Seit zwanzig Jahren ernähren und kleiden sie mich, und verschaffen mir ein glückliches Leben. Ich habe oft Ihre Güte und Geduld mißbraucht. Ach, Milady, verzeihen Sie mir alle die Fehler, welche ich meines widrigen Charakters wegen gegen Sie beging. Ich werde mich bessern, das versichere ich Ihnen, nur deswegen bitte ich den guten Gott, um Erhaltung meines Lebens. Als James diese Worte endigte, stand er weinend auf, und ging schnell aus dem Zimmer ohne eine Antwort abzuwarten.

Man kann leicht denken mit welcher lebhaften und tiefen Dankbarkeit diese Unterhaltung das Herz der Lady Nelvile durchdringen mußte; sie fühlte, daß es kein Leiden gibt, dessen Bitterkeit durch dieses süße Gefühl nicht gemildert werden könnte. Nach einigen Minuten kam James zurück, er trug ein ledernes Säckchen, legte es auf den Kamin und sagte: Gott, Ihnen Milady, und dem seligen Herrn sey Dank, darinnen sind dreißig Pfund Sterling. Dieses Geld kömmt von Ihnen, es gehört Ihnen. — James, die Früchte Deiner zwanzigjährigen Ersparniß; o Himmel! — Als Sie Geld hatten, gaben Sie mir welches. Jetzt, da Sie keines mehr haben, geben ich es Ihnen zurück. Das Geld ist nur dazu gut. Ich weiß wohl, daß diese kleine Summe Milady nicht aus der Verlegenheit reißen kann; aber ich will Ihnen sagen, wie ich es einzurichten denke. Milady werden sich vielleicht erinnern, daß ich der Sohn eines Schlossers bin, und ich habe mein Handwerk nicht vergessen; denn in meinen freien Augenblicken, und wenn Milady mir manchmal die Erlaubniß gaben, auszugehen, ging ich zu Stewart, der mit mir aus demselben Orte und ein Schlosser ist, und zur Unterhaltung verlangte ich von ihm Arbeit. Aber jetzt werde ich ernsthaft arbeiten, und mit welchem Muthe! — Ach! das ist zuviel, rief die Lady aus; James, tugendhafter James, in welchen Stand, der Deiner so unwürdig ist, hat das Schicksal Dich gestellt! Ich bin damit zufrieden, erwiederte James, wenn nur

Milady an die Veränderung ihrer Lage sich gewöhnen können. — James, Deine Anhänglichkeit muß mich über alles trösten. Aber wie soll ich es ertragen, Dich für mich leiden zu sehen? — Leiden, wenn man arbeitet, und wenn diese Arbeit Ihnen nützt? Nein, Milady, ich werde sehr glücklich seyn. Schon morgen gehe ich an die Arbeit. Stewart, der ein braver Mann ist, wird es mir nicht fehlen lassen. Er steht hier in Ruf; er braucht eben einen guten Gesellen; ich bin stark, ich kann wohl für zwei arbeiten, und alles wird gut gehen. — Die Lady, welche keine Worte mehr fand, um ihre Gefühle zu schildern, hob die Augen gegen den Himmel, und antwortete nur durch ihre Thränen. Am andern Tage wurden die Köchin und Jenny verabschiedet. James miethete in derselben Vorstadt ein sehr reinliches und helles kleines Zimmer in einem dritten Stockwerk, und richtete es mit den wenigen Möbeln ein, welche seiner Herrin noch geblieben waren! Er führte die Lady dahin. Sie fand darin ein gutes Bett, einen großen sehr bequemen Lehnstuhl, einen kleinen Tisch mit Schreibzeug und Papier, über diesem ihre Bücher auf fünf oder sechs Brettern aufgestellt, und einen großen Schrank, der letztere enthielt das Weißzeug der Lady, ihre Kleider, und einen Vorrath von Wolle zum Sticken, ein silbernes Besteck, denn James wollte nicht, daß sie auch hierin eine Entbehrung fühlen sollte, und den ledernen Beutel, worin die dreißig Pfund Sterling waren. In einer Ecke des Zimmers, hinter

einem Vorhang, war das irdene Geschirr verborgen, welches das Küchengeräthe der Lady ausmachte. Das ist, sagte James, das beste, was ich für den Preis finden konnte, den Milady für Ihren Miethzins bestimmen. Es ist nur ein Zimmer, aber die Magd kann auf einer Matratze schlafen, welche unter dem Bette von Milady zusammen gerollt ist. — Wie die Magd? unterbrach ihn die Lady. — Verzeihen Sie, wie können denn Milady eine Magd entbehren, welche Ihren Topf ans Feuer stellt, Ihre Aufträge besorgt und Sie auskleidet? — Aber lieber James! — O diese Magd wird Sie nicht viel kosten, es ist ein Kind von dreizehn Jahren, Sie geben Ihr keinen Lohn, und sie kann von dem leben, was Mylady übrig lassen. Was mich betrifft, ich habe meine Einrichtung mit Stewart getroffen. Ich habe ihm gesagt, ich sei bei der Veränderung, welche Milady zu machen genöthiget waren, mit verabschiedet worden; ich sagte ihm, daß ich in Noth sei, und nur Arbeit verlangte. Stewart welcher reich, ein braver Mann und noch dazu mein Landsmann ist, läßt mich in seinem Hause schlafen, es ist nur zwei Schritte von da, er gibt mir die Kost, und täglich meinen Arbeitslohn. Mit diesem können Sie beschränkt leben, um so mehr, da Sie einigen Vorrath, und etwas baar Geld haben. Ich wollte das nicht in Gegenwart der kleinen Molly, Ihrer neuen Magd sagen. Ich gehe sie zu holen. Nach diesen Worten ging James hinaus, und kam bald darauf wieder indem er ein

hübsches Mädchen an der Hand führte, welches er der Lady vorstellte. Hier ist das junge Mädchen, von dem ich mit Milady zu sprechen die Ehre hatte. Ihre Eltern sind arm, aber arbeitsam; sie haben sechs Kinder, und Milady üben ein gutes Werk aus, wenn Sie diese in Ihren Dienst nehmen. Nach dieser Einleitung ermahnte James mit strengem Tone Molly, sich gut aufzuführen, hernach empfahl er sich der Lady, und ging zu seinem Freunde Stewart.

Wer könnte alles das ausdrücken, was im Innern der Lady Nelvil vorging! Sie wurde durch ein solches Betragen nicht nur von Dankbarkeit und Bewunderung durchdrungen, sondern auch die plötzliche Veränderung welche sie in den Manieren und in der Laune James bemerkte, setzte sie nicht weniger in Erstaunen. Dieser Mann, welchen sie immer so auffahrend und so roh gesehen hatte, schien nicht mehr derselbe Mensch zu seyn; seit er ihr Wohlthäter geworden, war er nicht mehr zu erkennen; er vereinigte in seinem Betragen Hochachtung mit Zartgefühl und Heldenmuth, und sein Herz hatte in einem Augenblick ihn gelehrt, welche Schonung und Ehrfurcht man dem Unglücklichen schuldig ist. Er fühlte, wie heilig die Verpflichtungen sind, welche unsere eigenen Wohlthaten uns auflegen; er fühlte, daß man nicht wahrhaft großmüthig ist, wenn man demüthiget, oder wenn man auch nur den Unglücklichen, welchem man beisteht, in Verlegenheit setzt. Den Tag über, an welchem die Lady

von ihrer neuen Wohnung Besitz genommen hatte, sah sie James nicht, weil er arbeitete; aber des Abends kam er auf einen Augenblick. Er bat die Lady, Molly einen Auftrag zu geben; und als er mit seiner Gebieterin allein war, zog er aus seiner Tasche ein Papier, in welches Geld gewickelt war, legte es auf den Tisch, und sagte: Hier ist mein Arbeitslohn. Ohne eine Antwort abzuwarten, rief er Molly herein; und ging wieder zu Stewart zurück. Nach einer solchen Anwendung des Tages, wie muß der Schlaf so ruhig, und das Erwachen so süß seyn! Wenn schon eine gute That bei ihrer Vollbringung Freude bereitet, welche Freude und welch' Vergnügen kann erst eine heldenmüthige Handlung verschaffen, bei der wir uns zum Wohle Anderer Opfer auflegen.

James, treu seinen erhabenen Pflichten, kam täglich zu der Lady um ihr seine Aufwartung zu machen, und bei ihr die Früchte seiner Tagesarbeit niederzulegen; am Ende jedes Monats behielt er sich nur das nöthige Geld vor, um seine Wäsche zu bezahlen, und an Sonn- und Feiertagen ein Paar Flaschen Bier zu trinken; auch behielt er diese kleine Summe nicht zurück, sondern er bat die Lady darum, und nahm es als ein Geschenk an. Vergebens wollte die Lady, welche tief betrübt war, den großmüthigen James so zu berauben, ihn überreden, daß sie auch mit wenigen leben könne. Alsdann hörte entweder James gar

nicht auf sie, oder es schien ihm so lästig zu seyn sie anzuhören, daß sie bald gezwungen war, zu schweigen.

In der Hoffnung James zu nöthigen, daß er sich etwas mehr Bequemlichkeit verschaffte, arbeitete die Lady unausgesetzt, sie stickte in Stramin; Molly half ihr bei dieser Beschäftigung und verkaufte ihre Arbeit; aber wenn die Lady den Vortheil, welchen sie von diesem kleinen Handel hatte, übertrieben vorstellte, so antwotete er, desto besser, und sprach auf der Stelle von etwas anderm.

Die Zeit brachte nicht die geringste Veränderung in seinem Betragen hervor, und während vier ganzer Jahre sah man ihn nicht einen Augenblick von seinen Grundsätzen abweichen. Endlich nahte der Zeitpunkt, wo die Lady den schrecklichsten und herzzerreißendsten Kummer empfinden sollte. Eines Abends als sie James erwartete, trat Stewarts Magd in ihr Zimmer, und sagte ihr, daß James krank sey, und sich habe zu Bette legen müssen. Bei dieser Nachricht bat Lady Nelvil die Magd, sie sogleich zu Stewart zu führen, und zugleich befahl sie Molly einen Arzt zu holen. Als die Lady zu Stewart kam, war dieser äußerst erstaunt, denn er hatte sie noch nie gesehen. Sie sagte, sie wolle in James Zimmer gehen. Aber Milady, erwiederte Stewart, das ist unmöglich. — Warum? — Man muß eine Leiter hinauf steigen, um auf den Speicher zu kommen. — Eine Leiter! Ach! armer James! Wohlan, führen Sie

mich. — Aber, Milady, ich sage Ihnen noch einmal, Sie laufen Gefahr den Hals zu brechen, und dann können Sie bei James nicht aufrecht stehen; er liegt in einem so elenden Loche! Bei diesen Worten konnte die Lady ihre Thränen nicht zurück halten; und da sie Stewart wiederholt bat, sie zurecht zu weisen, führte er sie an eine kleine Leiter, die sie nur mit vieler Mühe ersteigen konnte. Auf dieser gelangte sie in die dunkle Ecke des Speichers, wo sie James auf einem Strosack liegend fand. Ach, lieber James, rief sie aus, als sie ihn sah, in welchem Zustande finde ich Dich! Und Du sagtest, Deine Wohnung sei recht hübsch, sie gefiele Dir! James war nicht im Stande der Lady zu antworten; beinahe seit einer Stunde hatte er kein Bewußtseyn mehr, und da die Lady es bald bemerkte, so überließ sie sich dem gerechtesten Schmerz. Endlich kam Molly mit einem Arzte; dieser war überrascht, neben dem Strohsacke eines armen Schlossergesellen eine anständig gekleidete Dame zu finden, deren edles Aussehen ihre Geburt ankündigte, und die von Verzweiflung niedergebeugt schien. Er näherte sich dem Kranken, untersuchte ihn aufmerksam, und sagte, man habe ihn zu spät gerufen. Man kann sich den Zustand der Lady denken, als sie dieses schreckliche Urtheil aussprechen hörte! Stewart sagte: Er ist selbst schuld, der arme James; schon seit länger als acht Tagen ist er krank, und ich wollte ihn nicht arbeiten lassen; aber er ging immer seinen Gang fort. Erst heute früh hat

er sich gelegt, und das mit vieler Mühe. Um bei mir unterzukommen, hat er mehr Arbeit übernommen, als er verrichten konnte; er hat sich zu Tode gearbeitet. Jedes dieser Worte war ein tödtlicher Pfeil für die Lady. Die Unglückliche ging auf den Arzt zu, und ganz in Thränen zerflossen, mit gefalteten Händen, beschwor sie ihn, James nicht zu verlassen. Der Arzt war menschenfreundlich; überdies erregte alles was er hier sah, seine Neugierde auf das lebhafteste; also ließ er sich leicht bereden, einen Theil der Nacht bei James zuzubringen. Die Lady ließ aus ihrer Wohnung Matratzen, Bettdecken und Weißzeug holen; sie machte mit Molly ein Bett für James zurecht, in welches der Arzt und Stewart ihn sanft legten; dann warf sich die Lady auf einen hölzernen Schemel, und ließ ihren Thränen freien Lauf. Gegen vier Uhr des Morgens ging der Arzt fort, nachdem er dem Kranken zur Ader gelassen hatte; er versprach Mittags wieder zu kommen. Die Lady verließ James nicht einen Augenblick; sie brachte acht und vierzig Stunden an seinem Bette zu, ohne von dem Arzt die kleinste Hoffnung zu bekommen; endlich am dritten Tage sagte der Arzt, er glaube ein wenig Besserung zu bemerken, und am nämlichen Abend erklärte er, daß er für das Leben des Patienten stünde.

Es ist unmöglich, die Freude und das Entzücken der Lady zu schildern, als sie James außer Gefahr sah; sie wollte noch die folgende Nacht bei ihm wachen, aber James, welcher sein Bewußt-

sein wieder erlangt hatte, gab es durchaus nicht zu. Sie kehrte, ganz erschöpft von Anstrengung, nach Hause zurück; der Arzt besuchte sie am andern Tag, und er bewieß ihr so viele Theilnahme, er hatte ihr so viel Dankbarkeit eingeflößt, für all die Sorgfalt, die er bei James angewendet, daß die Lady nicht umhin konnte, seine Fragen zu beantworten. Sie befriedigte seine Neugierde und erzählte ihm ihre Geschichte. Drei Tage nach dieser Mittheilung wurde der Arzt zu einem entfernten Kranken gerufen; er reißte plötzlich ab, und verließ die Lady ganz gesund, und James auf dem Weg der Genesung.

Indeßen befand sich die Lady in einer eben so dringenden als unglücklichen Lage; in acht Tagen hatte sie für James das wenige Geld ausgegeben, das sie noch besaß; sie hatte nur noch für vier oder fünf Tage zu leben; aber dann würde James noch nicht im Stande gewesen seyn, wieder an die Arbeit zu gehen, und sie schauderte, wenn sie dachte, daß die Noth ihn zwingen würde, zu arbeiten, und er wieder krank werden könnte. Jetzt fühlte sie ganz das Entsetzliche ihrer Lage; sie machte sich bittere Vorwürfe, daß sie die Hülfe des großmüthigen James angenommen hatte. Ohne mich, sagte sie, würde er glücklich seyn, seine Arbeit hätte ihm ein anständiges Auskommen verschaffen können, seine Anhänglichkeit an mich, hat ihm seine Ruhe, sein Glück geraubt, und wird ihm vielleicht das Leben kosten! und ich werde sterben, ohne meine Schuld abtragen zu können, meine Schuld abtragen! —

ach! wenn es mir selbst möglich wäre, nach meinem Wunsche über die Ereignisse zu bestimmen, könnte ich je meine Schuld abtragen? Das kann Gott allein! Nur Gott allein kann eine so erhabene Tugend würdig belohnen!

Eines Abends als Lady Nelvil in diese schmerzhaften Betrachtungen tief versunken war, kam Molly ganz athemlos in das Zimmer und sagte, daß eine schöne Dame sie sprechen wolle. — Sie irrt sich gewiß, antwortete die Lady. Nein, nein, sagte Molly, ich habe die schöne Dame gesehen, sie sagte also: Lady Nelvil, welche hier bei Herrn Douglas wohnt, im dritten Stock, im Hof hinein: sie sagte das aus ihrem Wagen heraus, ein Wagen mit sechs schönen Pferden. Ich war unten an der Thüre: Milady, habe ich gesagt, das ist hier. Die Dame hat mir geantwortet: Willst Du wohl Lady Nelvil sagen, daß ich sie recht sehr bitte, sie auf einen Augenblick sprechen zu dürfen? Darauf lief ich über Hals und Kopf. Als Molly diese Worte gesprochen hatte, hörte die Lady leise an die Thüre klopfen; sie stand mit einer unbeschreiblichen Bewegung auf, öffnete die Thüre und sah wirklich eine vollkommen schöne Dame eintreten, welche mit schüchterner und gerührter Miene auf sie zuging. Die Lady schickte Molly hinaus. Als sie mit der Unbekannten allein war, nahm diese das Wort und sagte: Ich bin sehr erfreut, Milady, Ihnen anzukündigen, daß der König endlich von Ihrer Lage unterrichtet ist, und daß seine Güte ihn

geneigt macht, die Ungerechtigkeit des Schicksals gegen Sie gut zu machen. — O James! rief die Lady aus, indem sie ihre gefalteten Hände mit dem ganzen Ausdruck der Freude und der lebhaftesten Dankbarkeit zu dem Himmel erhob. Bei diesem Ausruf konnte die Unbekannte ihre Thränen nicht zurückhalten; sie näherte sich der Lady, und indem sie dieselbe liebreich bei der Hand nahm, sagte sie zu ihr: Kommen Sie, Milady, kommen Sie in die neue Wohnung, welche für Sie bereitet ist! — Ach, Milady, unterbrach sie Lady Nelvil, wie kann ich Ihnen ausdrücken! Aber wenn ich dürfte — ich möchte Sie um die Erlaubniß bitten, ich habe einen Wohlthäter, genehmigen Sie, daß ich, ehe ich weggehe, ihn benachrichtige. — Es steht Ihnen frei, erwiederte die Unbekannte; aus Furcht Ihnen lästig zu seyn, will ich Sie nicht in Ihr Haus begleiten; ich fahre allein; aber ich will Sie zu Ihrem Wagen führen, der Sie an der Thüre erwartet. — Mein Wagen! — Ja Milady, wir wollen keine Zeit mehr verlieren, kommen Sie. Bei diesen Worten gab die Unbekannte der Lady Nelvil den Arm, welche sich kaum auf den Füßen halten konnte, ging mit ihr hinaus, und stieg die Treppe hinab. Als sie an die Thüre gekommen waren, sagte die Unbekannte zu einem Lakei, der sie erwartete: Rufe die Leute der Lady Nelvil. Diese glaubte zu träumen. Ihr Erstaunen vermehrte sich noch, als ein grau gekleideter Lakei einen einfachen und bequemen Wagen vorfahren ließ, und sagte: Hier ist der

Wagen der Lady. Alsdann ließ die unbekannte Dame den Schlag des Wagens öffnen, nöthigte Lady Nelvil znm Einsteigen und verließ sie dann, um sich in ihren Wagen zu begeben. Der neue Lakei der Lady fragte nach ihrem Befehl, die Lady bat ihn sehr höflig und mit zitternder Stimme, zu dem Hause des Schlossers Stewart zu fahren. Welche lebhafte Bewegung und welches Herzklopfen mußte der Anblick dieses Hauses der Lady verursachen! Sie zog die Schnur; der Kutscher hielt; sie öffnete selbst den Schlag, und auf die Schulter ihres Lakaien sich stützend, trat sie in die Werkstätte Stewarts. Der erste Gegenstand, den sie bemerkte, war James selbst, in seinem Arbeitsrocke. James, kaum noch hergestellt, hatte ungeachtet seiner Schwäche, den Versuch gemacht, wieder an die Arbeit zu geben. Als die Lady ihn arbeiten sah, empfand sie eine unbeschreibliche Rührung. Er arbeitete für sie, und sie kam jetzt, um ihn dieser mühevollen Arbeit dem Elende und der Anstrengung auf immer zu entreißen. Sie empfand das Glück, welches die tiefste und gegründetste Dankbarkeit frommer Herzen verschaffen kann, in seiner ganzen Reinheit. O mein theuerer James, rief sie mit Entzücken, komm, folge mir, komm, verlasse diese Arbeit, Du sollst sie nicht mehr fortführen, Dein Loos hat sich geändert. Komm, zögere nicht länger. James, ganz von Erstaunen ergriffen, bat vergebens um Aufschluß, vergebens suchte er wenigstens die nöthige Zeit zu erlangen, um seinen Sonntags-

rock anzuziehen. Die Lady war weder im Stande ihn anzuhören, noch ihm zu antworten. Sie ergriff ihn am Arme, sie zog ihn fort, ging mit ihm hinaus, und zwang ihn, in ihren Wagen zu steigen. Ihr Lakei fragte: Wollen Milady in Ihr neues Haus fahren? — Die Lady wurde bei diesen Worten von Freude ergriffen. Ja, antwortete sie, indem sie James ansah, führet uns in unser Haus. Unterwegs unterrichtete die Lady James von dem Besuch der unbekannten Dame. James hörte ihr mit einer Freude zu, die mit Furcht und Zweifel gemischt war; er wagte kaum, auf ein so außerordentliches und unverhofftes Glück zu rechnen. Endlich hielt der Wagen vor der Thüre eines hübschen Häuschens im nächsten Dorfe. Die Lady und James stiegen aus; sie traten in einen Salon, in welchem sie die unbekannte Dame fanden, die sie erwartete. Diese ging auf Lady Nelvil zu, und ihr ein Papier überreichend sagte sie: Hier Milady, empfangen Sie, was der König mir aufgetragen, Ihnen zu übergeben; es ist die Zusicherung einer Pension von fünfhundert Pfund Sterling, und der König ertheilt Ihnen auch die Erlaubniß, auf denjenigen, welchen Sie bestimmen werden, die Hälfte der Pension zu übertragen. — Ach, welche Wohlthat! rief Lady Nelvil aus; hier Milady, ist derjenige, hier ist der tugendhafte und erhabene Mann, der Ihres Schutzes und der Gnade seines Königs wahrhaft würdig ist. Bei diesen Worten fühlte James, der sich bis jetzt hinter seiner Gebieterin

verborgen gehalten hatte, daß seine Verlegenheit zunahm; er trat mit verschämter Miene einige Schritte zurück, und nahm seine Mütze ab; und ungeachtet seiner übermäßigen Freude empfand er eine drückende Verwirrung, als er sich so loben hörte; überdies war er sehr betrübt, bei dieser ersten Zusammenkunft mit der Dame, in seiner ledernen Schürze und schmutzigen Weste vor ihr zu erscheinen, er bedauerte daher sehr, daß er seinen Sonntagsrock nicht anhatte. Die Unbekannte näherte sich ihm und sagte: Haltet James, laßt mich Euch einen Augenblick betrachten. — Mein Gott, Milady, erwiederte James, indem er seinen Kopf niederbeugte, und seine Mütze herum drehte, ich habe nur das gethan was sehr natürlich ist, es ist ja nichts zum Erstaunen. Hier unterbrach ihn Lady Nelvil, um mit eben so viel Wärme als Schnelligkeit alles auseinander zu setzen, was sie James zu danken hatte. Die Unbekannte, lebhaft gerührt, seufzte bei dieser Erzählung, dann hob sie ihre Augen gegen den Himmel und sagte: Endlich, nachdem ich so viele Undankbare gesehen, genieße ich doch das Vergnügen, zwei wahrhaft gefühlvolle und dankbare Herzen zu entdecken! Leben Sie wohl, Milady, fuhr sie fort, dieses Haus nebst allen Möbeln die es enthält, gehört Ihnen; und Sie können sogleich die erste vierteljährige Zahlung Ihrer Pension erhalten. Als die Unbekannte diese Worte gesprochen hatte, machte sie einige Schritte gegen die Thüre. Lady Nelvil eilte auf sie zu, und stürzte sich mit Thränen benetz-

tem Gesichte zu ihren Füßen. Die Unbekannte hob sie auf, umarmte sie liebevoll und ging hinaus. Kaum war die Unbekannte fortgegangen, so öffnete sich die Thüre wieder, und Lady Nelvil erblickte den Arzt, welchem James das Leben verdankte.

Als die Lady den Arzt sah, errieth sie leicht, daß er der Dame alles erzählt habe. Nachdem sie ihm die ganze Dankbarkeit, von der sie durchdrungen war, bezeigt hatte, fragte sie ihn aus, und der Arzt sagte ihr, daß die Unbekannte die Herzogin von M. sey, daß sie immer in London wohne und großes Ansehen genieße. Seit zehn Jahren, fuhr er fort, bin ich ihr Arzt, ich kannte ihre Wohlthätigkeit, ich war überzeugt, sie lebhaft zu interessiren, wenn ich Ihre Geschichte ihr erzählte. Wirklich hatte sie kaum alles erfahren, als sie dieses kleine Haus kaufte, und von dem Könige die Pension sich erbat, deren Zusicherung sie Ihnen übergeben hat.

Nachdem der Arzt diese Erzählung beendigt hatte, trat ein Lakei ein und sagte zu der Lady, daß aufgetragen sei. Sie behielt den Arzt beim Abendessen; und sich auf James Arm stützend, ging sie in ihren Speisesaal. Sie lud James ein, sich an ihre Seite zu setzen. und da dieser es ablehnte, indem er sagte, er sei nicht dazu gemacht, sich mit ihr zu Tische zu setzen, erwiederte sie: Wie, ist mein Wohlthäter und Freund nicht meines Gleichen? Der bescheidene und großmüthige James gehorchte, und die Lady zwischen ihm und dem Arzt sitzend, genoß an diesem glücklichen Abend alle die reinen

und wonnevollen Vergnügungen, welche die Dankbarkeit und das unaussprechliche Glück, dieses tugendhaften und süßen Gefühls vollständig zu beweisen, einem zarten Herzen verschaffen können.

Am andern Tag erhielt James durch die Fürsorge der Lady, seinem neuen Stande angemessene Kleider; seine Zimmer wurden mit eben so viel Geschmack als Sorgfalt möblirt und eingerichtet; die Lady theilte ihr ganzes Leben durch alles mit ihm, was sie hatte, und nie sah oder empfing sie Geld, ohne mit tiefer Rührung an jene Zeit zu denken, wo der treue James seinen täglichen Verdienst mit den Worten ihr brachte: Hier ist mein Arbeitslohn.

Beseelt von dem Wunsche, Dich mein liebes Kind wieder durch die Schilderung edler Menschen mit schönen Empfindungen für die Uebung einer reinen Menschenliebe zu beleben, schrieb ich Dir vorstehende Erzählung nieder, welche die ganze Theilnahme meiner Zöglinge erregte. Besonders Klotilde bewunderte James Edelmuth, und bat: Tante Clara, nicht wahr Sie theilen diese Erzählung auch der lieben Auguste mit? Die Bejahung dieser Frage erfreute Alle.

Ich hätte Dir viel sagen können von dem Fleiße der Mädchen, von ihrem Gehorsame, von ihrem regen Streben, sich die Tugenden anzueignen, die ich ihnen in hellen, leicht faßlichen Bildern vor die

Augen stellte; allein ich war in diesem Zeitraume viel leidend, manchen trüben Tag an mein Zimmer ja an das Bett gefesselt, wie Du schon aus meinem Briefe weißt.

Nun will ich Dir sogleich von unserm Karneval erzählen, in dem ein heiteres, munteres Leben unter meinem kleinen Völkchen herrschte, welches sie für ihren Fleiß belohnte. Die Baronin von R. hatte die Güte alle meine Zöglinge zu einer kleinen Maskerade einzuladen, die sie ihren beiden jüngern Töchtern und deren Gespielinen gab; die älteste ihrer Töchter, Charlotte, ist schon seit einigen Monaten verheirathet. Das gab eine Freude und eine Geschäftigkeit! Der Anblick dieser heitern Gesichtchen mußte das Herz erfreuen. Nun bestürmten sie mich mit Bitten ihre Masken zu bestimmen; meine Wahl machte sie sehr glücklich, und ihre Freude erreichte den höchsten Grad, als ich ihnen ankündigte, daß sie ihre Anzüge selbst fertigen müßten. Sie waren sämmtlich als Landmädchen aus den verschiedenen Kreisen des Königreichs, immer zwei in einer Tracht, gekleidet, was außerordentlich nett und freundlich aussah und auch den Beifall der ganzen Gesellschaft bei Frau von R. erhielt. Ihre Töchter mit ihren kleinen Freundinnen erschienen in fremden National-Trachten, die mitunter sehr nobel dargestellt waren. Da die Töchter der Baronin mit meinen Zöglingen Tanzstunden nahmen, so führten die Mädchen zusammen einige recht artige Tänze unter der Leitung ihres Tanzlehrers aus,

und erndete von den zahlreich Anwesenden allgemeines Lob. Wir alle theilten die reine Freude und den Jubel der muntern Jugend, welche diesen Genuß durch einen recht thätigen Fleiß im Lernen und durch wahrhaft kindliche Folgsamkeit verdient hatte. Zur Belohnung hiefür machte ich ihnen diese Freude noch einmal, und gab ihnen auch einen so fröhlichen Abend bei mir, dem auch die Baronin die Güte hatte, mit ihren beiden liebenswürdigen Töchtern beizuwohnen.

Als ich noch mit den Damen und dem ehrwürdigen Geistlichen, der in meinem Institut den Religions-Unterricht ertheilt, an dem Theetisch saß, und die Mädchen in dem anstoßenden Zimmer unter der Aufsicht meiner beiden Gehülfinen mit artigen Spielen sich unterhielten, erzählte die Baronin einen so schönen Zug edelmüthiger Wohlthätigkeit von ihrer jüngsten Tochter Marie, den auch Du, meine gute Auguste hören sollst, und Du wirst fühlen, daß Du dieses achtjährige Mädchen lieben mußt, ohne es zu kennen.

Da wir diesen Winter eine so anhaltend strenge Kälte haben, so herrscht leider auch unter den braven, sehr arbeitsamen Familien, bei den noch überdies sehr hohen Preisen aller zum Lebensunterhalt nothwendigen Artikel, häufig große Noth. Das Kammermädchen der Baronin sprach kürzlich von dem Bedrängnissen einer sehr rechtschaffenen Schusterfamilie, wo der Vater von sechs kleinen Kindern an einer schweren Krankheit längere Zeit darnieder

lag. Als er wieder langsam genaß, gebrach es ihm an allem, und die ganze Familie war dem größten Elende preisgegeben. Zufällig hörte dies die kleine Marie; als sie sich unbemerkt glaubte, suchte sie das Kammermädchen auf, fragte dringend und unter Thränen nach den Umständen dieser Familie, und da des andern Tags ihr Geburtstag war, wo sie von ihren Eltern unter andern ein bedeutendes Geldgeschenk erhielt, so eilte sie sogleich zu dem Kammermädchen, und übergab ihr das Goldstück, mit dem Auftrage, dieses, sobald ihr Dienst es erlaube, ohne Jemanden im Hause etwas davon zu sagen, der Frau jenes unglücklichen Mannes zu bringen, um sie so mit ihren Kindern vor dem Hungertode zu schützen. Das Kammermädchen weigerte sich, ohne Genehmigung ihrer Herrschaft diesen Auftrag zu vollbringen. Allein die gute Marie versicherte sie mit einer so rührenden Beredsamkeit, daß sie von diesem Gelde ganz nach freier Wahl Gebrauch machen könne, und bat mit einer so kindlichen Innigkeit um ihre Verschwiegenheit, daß sie ihr versprechen mußte, Folge zu leisten. Zu derselben Zeit wurde Gabriele, die zweite Tochter der Frau von R., krank, und der Arzt verlangte, daß man Marie in einem andern Zimmer schlafen lasse. Da die Gouvernante bei Gabriele blieb, so schlief Marie in einem Zimmer allein. Das Kammermädchen hatte auch Marien besonders von der Noth gesagt, in welcher die Familie war, da sie kein Holz hatten, und darum im kalten Zimmer

bleiben müßten, wo der eben genesene Vater schrecklich litte. Als denn des andern Morgens der Bediente kam, um bei Marien zu heitzen, eilte dieselbe schnell aus ihrem Zimmer, versicherte dem Bedienten, sie bedürfe kein Feuer in ihrem Ofen, er möge nur das Holz ihr überlassen; der Bediente, der diese Sonderbarkeit nicht begriff, machte Einwendungen, allein sie nöthigte ihm durch kindliches Bitten das Versprechen ab, hierüber zu schweigen. Er ist ein alter Diener des R.'schen Hauses unter dessen Augen die Kinder heran wuchsen, und der dieselben wie seine eigenen liebt. — Nun bat sie denn das Kammermädchen, dieses Holz der armen Familie zu bringen. Das Mädchen stellte ihr vor, daß sie dies nicht könne, nicht dürfe, allein Marie bat sie unter Thränen, und versicherte, es würde Niemand es gewahren, da man so sehr mit ihrer kranken Schwester beschäftigt sey. Während acht Tagen hielt die heldenmüthige Wohlthäterin diese Kälte aus, da sie jeden Tag mit den lebhaften Bitten in den Bedienten und das Kammermädchen drang, bis sie ihr Folge leisteten. Den neunten Tag aber ging der Bediente, da sich Maria wieder geweigert hatte, Feuer in den Ofen ihres Zimmers machen zu lassen, zu Frau von R., um ihr die Sache anzuzeigen. Die Baronin war sehr erstaunt über Mariens Benehmen, was sie sich nicht erklären konnte, und sie ging denn sogleich in Mariens Zimmer, in welches sie, Gabrielens Krankheit wegen und zuviel mit deren Pflege beschäftigt, seit

einiger Zeit nicht gekommen war. Sie fand Marie in ihren Mantel gehüllt auf und abgehend, indem sie ihre Lection lernte. Frau von R. bemerkte, daß Marie bei ihrem Anblicke erschrack. Verlegen eilte sie auf ihre Mutter zu, welche ihr sagte: Aber mein Kind, warum läßt Du nicht einheizen, da Du doch des Morgens immer einige Stunden hier verweilen und Deine Aufgaben lernen mußt? Was ist dies für eine Grille, die Dich krank machen könnte; nur keinen Eigensinn, Marie! — Marie fiel ihrer Mutter in die Arme und bat dieselbe ihr zu vergeben, sie wolle ihr alles gestehen, und sie erzählte dann ihrer Mutter, was ich Dir eben mittheilte. Frau von R. begriff nicht, wie das Kammermädchen das Holz unbemerkt wegschaffen konnte; allein in diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, der Baron trat ein, umarmte seine Marie mit Zärtlichkeit, und erzählte seiner Gemahlin, als das Kammermädchen sich dem Willen Mariens fügend, das Holz der unglücklichen Familie habe überbringen wollen, sei er ihr auf der Treppe begegnet, sie habe ihm sogleich die Sache mitgetheilt, und um seine Befehle gebeten. Da der Baron im Begriff war auszufahren, befahl er das Holz in den Wagen zu legen, und fuhr damit zu der Wohnung der armen Familie, und erkundigte sich nach ihrer Lage. Er erfuhr, daß es ihnen hauptsächlich an Geld gebrach, um Leder einzukaufen, da der Mann nun wohl wieder arbeiten könnte; daß sie zwar durch Mariens reichliches Geschenk eine augenblickliche Hülfe erlangt

hätten, die aber leider schon auf die Kosten der Krankheit ging. Der Baron verschaffte ihnen sogleich die Mittel zur Arbeit, er selbst brachte ihnen jeden Tag das Holz in seinem Wagen; er lud seine Gemahlin mit Marie, die von der Mutter mit Entzücken umarmt wurde, ein, sogleich mit ihm zu dieser Familie zu fahren, deren Glück durch Mariens thätige Theilnahme gegründet worden. Da nun Gabriele außer Gefahr war, so entschloß sich die Baronin, dieselbe der Pflege der Gouvernante auf eine Stunde allein zu überlassen, und sie fuhren, Marie in ihrer Mitte, zu der geretteten Familie. Als sie da ankamen, eilte ihnen die Frau des fleißigen Schusters mit dem Ausdrucke tiefer Rührung entgegen. Sie traten in eine wohl erwärmte Stube, die sehr reinlich aussah, wo sie den genesenen Schuster an seiner Arbeit fanden, wobei ihm ein Knabe von zehn Jahren half. An einem Tische saßen zwei Mädchen von sieben und acht Jahren, welche eifrig strickten, zwei kleinere Kinder spielten ruhig auf einem Schemel sitzend, und ein ganz kleines Mädchen lag sanft schlafend in einem Korbe neben der Mutter, die, wie man gewahrte, ebenfalls mit Arbeit für die Profession sich beschäftigte. Die ganze Familie umringte den Baron, nannte ihn mit dem Ausdrucke höchster Dankbarkeit ihren Retter; der Schuster und seine Frau fragten zu gleicher Zeit, indem sie Mariens Hände, ohne daß man es hindern konnte, mit Küssen — mit Thränen bedeckten, ob dies es Fräu-

lein ihre edle Wohlthäterin sey, dem sie ihren nunmehrigen Wohlstand ganz allein zu danken hätten; denn ohne ihre so edelmüthige Entbehrung, würde ihr Vater nichts von dem Elende der Familie erfahren haben. Der gute Schuster versicherte, daß er nun, da er wieder arbeiten könne, seine Familie ernähren werde, besonders da Herr von R. für seinen ältesten Knaben zu sorgen versprach.

Nach dieser Erzählung setzte Frau von R. gerührt hinzu: ich werde nie die Seeligkeit vergessen, die ich jenen Tag empfand, und auch nicht das Glück, welches aus Mariens Augen leuchtete, und ihr ganzes Wesen beseelte.

Am andern Tag theilte ich dieses den Mädchen mit, alle waren entzückt über die edle schöne Handlung Mariens. Sie verehren die Kleine wie einen Engel. Alle möchten ihr gleichen. Marie benimmt sich aber auch mit einer sehr liebenswürdigen Bescheidenheit, welche bei dieser so edlen Handlung ihr gutes Herz erst in dem schönsten Lichte zeigt.

Ein schmerzliches Kopfleiden beschränkte mich längere Zeit auf mein Zimmer; doch eine kleine Besserung erlaubte mir, seit einigen Tagen wieder die Leitung meiner lieben Jugend zu übernehmen. Da ich gestern meinen Lieben eine artige Erzählung mittheilte, so sollst Du dieselbe auch erhalten.

Achte Erzählung.

Kindliche Liebe.

Es war einer jener unbeschreiblich schönen italienischen Abende, welche die Umgebung Neapels nach heißer sengender Sonnenhitze so zauberisch neu beleben, wo das tiefe Blau des Himmels, auf eine so liebliche entzückende Weise, sich im Meere spiegelt, wo Blumen und würzig duftende Gräser dem Wanderer bei jedem Tritte zurufen: »Schau hier »die Werke der Allmacht und bete an.«

Eben trat die kleine Sidonia mit einem Körbchen am Arme, aus dem niedlichen Hause in einem kleinen Garten, welcher durch eine zierliche Einfassung, an der sich üppig prangende Weingeländer hinrankten, von dem Wege getrennt war. Sidoniens blaue Augen waren noch mit Thränen gefüllt, ihr feines Gesichtchen, ihre Bläße zeigten, daß ihr kindliches Herz schon den Kummer kannte. Doch der schöne Abend, der Anblick, der Genuß einiger der herrlichen Früchte, die Sidonia hier pflückte, erheiterte sie ein wenig. Bald sammelte sie die größten und besten Feigen, die wohlriechendsten Blumen in ihr Körbchen. Ach, dachte sie, könnte die Mutter doch heraus, hier in freier Luft, unter diesen Blumen würde sie gewiß bald genesen! könnte ich wieder wie sonst an ihrer Hand hier wandeln, hier wieder ihre Lehren vernehmen! — Jetzt war ihr als hörte sie einen Laut, sie eilte in das

Haus, an das Bett der kranken Mutter; aber sie fand dieselbe noch so sanft schlafend, wie sie sie verlassen hatte. — Bald kehrte Sidonia in den Garten zurück, mit ihrer Laute in der Hand. Sie legte diese auf eine Rasenbank, und eilte einen kleinen Hügel hinan, der mit einigen Orangenbäumen besetzt war, die das Auge durch ihre weißen Blüthen und goldenen Früchten, mit Entzücken erfüllten. — Hier unter diesen Bäumen war das Plätzchen wo Sidonia jeden Tag heiß und innig zu Gott um die Genesung der Mutter betete. »O Gott!« flehte sie, indem sie auf die Kniee sank, und ihre Hände faltete, »hilf der guten Mutter, ach laß sie gesund »werden, laß sie nicht auch sterben, laß mich nicht »hier allein, in diesem fremden Lande, wo Niemand »die arme Sidonia kennt; — ich will ja gerne »arbeiten, alles entbehren, was ich sonst besaß, als »der Vater noch lebte, ich will gewiß gut und fromm »werden, wie die Mutter ist, um ihr Freude zu »machen, sie zu trösten in ihrem Schmerz, ach! daß »ich ihr nicht ersetzen kann, was sie verlor! — O »mein Gott! erhöre Dein Kind, laß lieber mich »leiden, hilf nur der Mutter!« Als sie unter Thränen so gebetet hatte, und sich aufrichtete, fühlte sie sich so ruhig, eine so kindliche Ergebung in den göttlichen Willen, eine solche Kraft, ja eine heilige Freude belebte sie, daß sie ihre Laute ergriff, einige Akkorde anschlug, in deren sanften Uebergängen man die geübte Künstlerin erkannte, und eine fromme Hymne sang, zum Preis des Allerhöchsten, mit einer Stimme

und einer Kunst, welche die Schritte so mancher Vorübergehenden hemmten, und sie wie mit Zauberkraft an dem Geländer, welches den Garten begränzte, festhielt. Als Sidonia ihren Gesang geendet hatte, sah sie eine sehr zierliche Equipage außerhalb des Gartens vorüber fahren. Ach! seufzte sie, wie waren wir so glücklich, als der Vater noch lebte und wir noch in Malta waren; wie konnte ich da fahren, da der Vater so viele Pferde hatte! Indem sie sich nach der andern Seite des Gartens zuwendete, gewahrte sie eine schöne Dame mit einem kleinen Mädchen an der Hand, die sie behorcht zu haben schien. Sidonia wollte etwas verlegen in's Haus eilen, aber die Dame nickte ihr sehr freundlich zu. Sidonia verneigte sich ehrerbietig, und bot der Dame mit bescheidener Artigkeit ein Ruheplätzchen in dem Garten an, indem sie sogleich den Eingang durch das Haus zu öffnen der Dame versprach. Ohne ihre Antwort abzuwarten, flog Sidonia in das Haus, öffnete die Thüre und bat die Unbekannte mit dem schönen Kinde einzutreten. Die Dame folgte dieser freundlichen Einladung, und die kleine Corinna reichte sogleich Sidonia traulich die Hand, und hüpfte an ihrer Seite in den duftenden Garten. Als die Marquise Zanelli, dieses war die schöne Unbekannte, sich auf eine Rasenbank niedergelassen, und aus Sidoniens dargebotenem Körbchen einige Früchte für sich und Corinna angenommen hatte, erkundigte sie sich nach den Verhältnissen dieses liebenswürdigen Mädchens,

welches, ohne schön zu seyn, etwas so außerordentlich Einnehmendes hatte; denn Sidoniens Anzug war eben so einfach als mit Geschmack geordnet, jedoch deutete er mehr auf Dürftigkeit als auf Wohlstand. Das Benehmen der Kleinen die doch nicht über zehn Jahre alt seyn konnte, war so artig, und zeigte so viel Unterricht, eine so gute Erziehung, daß die Blicke der Marquise mit Entzücken auf Sidonia ruhten, während dieselbe mit thränenfeuchten Augen von den Leiden ihrer kranken Mutter sprach. Die Marquise wünschte die glückliche Mutter eines so vortrefflichen Kindes zu sehen. Ach! gnädige Frau, sagte Sidonia, meine arme Mutter will Niemand sehen, seit wir hier wohnen, besucht uns nur der Arzt und ein alter ehrwürdiger Priester, der den Vater kannte. Ach, setzte sie schluchzend hinzu, als der Vater noch lebte, da war alles ganz anders. Er war Offizier, verließ den Dienst, um den dringenden Bitten meiner Mutter zu folgen, und mit uns nach Deutschland, ihrer Heimath, zu reisen; wir schifften uns in Malta ein; schwerbeladene Kisten, die unser ganzes Vermögen enthielten, wurden mit uns auf das Schiff gebracht. — Nur kurze Zeit waren wir auf dem Meere, als plötzlich ein heftiger Sturm sich erhob; er trieb unser Schiff gegen ein anderes; mit furchtbarer Gewalt wurden die Schiffe von den Wellen hin und her geworfen — man sagte der Steuermann habe gefehlt — ach! ich kann jenes grausenerregenden Tages nicht ohne Entsetzen gedenken,

wir litten Schiffbruch, der Vater sorgte nur für unsere Rettung, auch einen alten Diener, der noch bei uns ist, und der stets in seiner Familie gedient hatte, rettete er; aber seine Gesundheit litt unter den vergeblichen Anstrengungen unsere Habe dem Sturme zu entreißen. Ach! alles versank ins Meer. Der Vater wurde bald krank und starb nach wenigen Wochen. Die Mutter war dem Tode nahe. Als sie wieder reisen konnte, kamen wir hierher, und der alte Giovanni, der vorhin erwähnte Diener, kaufte, nach dem Befehle der Mutter, von dem kleinen Reste des wenigen was wir gerettet hatten, dieses Häuschen, in dem wir seit einem halben Jahre wohnen.

Als Sidonia ihre Erzählung geendet hatte, faßte die Marquise sie bei der Hand und sagte: Liebes Kind, vertraue nur immer fest auf den lieben Gott, der gewiß Deiner lieben Mutter Hülfe senden wird. Sage ihr, ob ich sie morgen nicht sehen könnte, ich werde um diese Stunde wieder hier seyn, und dann auch Dich bitten, mir etwas auf Deiner Laute zu spielen. Wer hat Dich dieses Instrument so herrlich spielen gelehrt? — Meine gütige Mutter, sagte Sidonia. Und, fragte die kleine Corinna, wer hat Dich so schön singen gelehrt? — Auch die Mutter, antwortete das liebliche Mädchen; alles was ich weiß, was ich kann, habe von der Mutter gelernt. Aber ach! jetzt leidet sie so sehr, sie kann nicht mehr singen und nicht mehr die Laute spielen. — Indem sie noch sprach, trat

der alte Diener in den Garten, und sagte zu Sidonia, die Mutter sey aufgewacht, und verlange nach ihr. Sidonia bat die Dame noch hier zu weilen, sie wolle nur schnell der Mutter Befehle vernehmen; aber die Marquise verließ gleichfalls den Garten mit Corinna, die sich ungern von Sidonia trennte, und nur durch der Mutter Versprechen, sie morgen wieder hieher zu bringen, beruhigt, den sie erwartenden Wagen bestieg.

Sidonia flog mit kindlicher Liebe an das Bett der Mutter, erzählte ihr von der schönen Dame, von der kleinen Corinna, und konnte nicht fertig werden, mit den lebhaftesten Schilderungen von Mutter und Kind. Sidoniens Mutter lächelte seit langem zum erstenmale wieder, über das Entzücken ihrer kleinen treuen Pflegerin, welche jetzt der Mutter die für sie gepflückten Früchte zur Erquickung darreichte, und das Tischchen vor ihrem Bette mit geschäftiger Hand mit Blumen schmückte. Ach, Mutter! sagte Sidonia, Du hättest auch heute bei Deinem Erwachen dies alles geordnet gefunden, wäre nicht die Dame hier gewesen. — O mein Kind, erwiederte die Mutter, Du verläßt mich ja so nur um in die Kirche zu gehen und für mich zu beten, oder um aus dem Garten mir Früchte und Blumen zu holen; ich fühle ja Deine Liebe, wie sie mich erheitert, und mir jeden Kummer mildert. Darum danke ich täglich und in jeder Stunde den guten Gott, der mir ein so frommes und sanftes Kind gab, von dessen Pflege ich noch Genesung

erwarte. Sidonia kniete an dem Bette ihrer Mutter nieder, ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Thränen und Küssen, und betete leise um die Gesundheit der Mutter.

Als nun die Marquise des andern Tages mit Corinna wieder kam, führte Sidonia dieselbe an das Krankenbett ihrer Mutter. Alles was die Marquise hier erblickte, trug deutliche Spuren ehemaligen Wohlstandes. Obschon die größte Einfachheit herrschte, so zeigte doch alles eine nette wohlgeordnete Reinlichkeit. Die Marquise setzte sich an das Bett der Kranken, indeß Corinna und Sidonia im Garten sich erfreuten, und sich sogleich recht innig an einander anschlossen.

Die Marquise kam nun täglich, und lauschte mit Vergnügen dem herrlichen Gesang und Lautenspiel Sidoniens. Durch ihre Hülfe und Beistand verschaffte sie Sidoniens Mutter viele Erleichterung. Corinna wollte sich gar nicht mehr von Sidonia trennen. Eines Tages, als die Kranke eben schlief, und die Marquise mit ihrer kleinen Tochter und Sidonia im Garten saß, sagte sie dieser: sie wolle dieselbe als ihr eigenes Kind annehmen, sie solle fortan bei ihr in Neapel wohnen, und Corinnas Schwester seyn, da sie beide sich so innig liebten. Dann könne sie immer mit ihr zu ihrer Mutter fahren, da sie ja ohnedies sie täglich besuchte, und sie habe schon mit derselben darüber gesprochen. Sidonia erschrack heftig, ward bleich und zitterte. Ach, rief sie aus, und die

Mutter hat eingewilligt? — Wenn Du es zufrieden bist mein Kind, hat sie nichts dagegen, Dein Glück liegt ihr zu sehr am Herzen. Ich gebe ihr eine weibliche Bedienung, es soll ihr an nichts fehlen. Immer bleicher ward Sidonia. Die Marquise fuhr fort: Du sollst alles mit meiner Corinna theilen, und alle Vergnügungen mit genießen, die meinem Range und Vermögen zukommen. Jetzt faßte sich Sidonia; ein sanftes Roth flog über ihr zartes Angesicht, ihr sanfter Blick belebte sich mit dem Ausdrucke warmer kindlicher Liebe. — Edle Frau, sagte sie, indem sie ihre Hand mit heißen Küßen bedeckte, Ihre Güte rührt und erfreut mich, aber die Mutter wird mich nicht von sich weisen, wie könnte ich sie, die Leidende, die Kranke, die nichts mehr als mich hat, verlassen! Nein, gnädige Frau, ich nur ich kann die Mutter pflegen, nie, nie werde ich sie verlassen!

Noch hatte die Marquise das sanfte Mädchen nicht so sprechen hören. Ihre Liebe zu der Kleinen stieg bei dem Wahrnehmen einer so warmen, kindlichen Liebe auf den höchsten Grad. Wie einfach, ja traurig schlichen dem guten Kinde die Tage am Krankenbette der Mutter dahin, sie mußte hier alles entbehren, was früher ihr Leben ausschmückte. An der Seite der Marquise hätte sie reichlichen Ersatz gefunden; dort erwartete sie Alles, was ein junges Herz erfreuen kann; auch sollte sie ja nicht ganz von der Mutter getrennt werden, täglich konnte sie dieselbe sehen, die Mutter selbst war es zufrieden.

Sidonia hing mit der ganzen Innigkeit eines jungen, kindlichen Gemüthes an Corinna, die ihrerseits bei Sidoniens Weigerung in die heftigsten Thränen ausbrach, denn sie wollte Sidonia immer um sich haben, die, zwei Jahre älter, durch ihren sanften Character das leicht entflammte, heftige Wesen Corinnas mit Liebe ertrug.

Corinna lernte von Sidonia die Laute spielen, da die Marquise dieses Instrument so sehr liebte, und Sidonia lehrte sie dasselbe mit Freuden, da sie die Marquise so innig liebte, und ihr jeder Wunsch derselben heilig war, denn diese war ja die Wohlthäterin ihrer Mutter, der sie alle Bequemlichkeiten verschaffte, die ihre Lage verbessern konnten, und deren sie bisher gänzlich beraubt gewesen war. Sidoniens gutes Herz litt selbst, indem sie sich weigerte, dem Verlangen der Marquise Folge zu leisten, als sie sah, wie die Versagung dieses Wunsches die Marquise schmerzte, und wie sie die Thränen und den Kummer Corinnas bemerkte. Um ihre Pflicht zu erfüllen, entbehrte sie gerne die Freuden die sie dort erwarteten, und welche die Marquise mit so glänzenden Farben ihr geschildert hatte.

Mit Entzücken schloß Frau von Montaldo, welche nur in der Hoffnung dadurch Sidoniens Glück zu gründen, den Antrag der Marquise angenommen hatte, ihr theueres Kind in die Arme, als sie an der Hand der Marquise mit Corinna nach diesem Gespräche, aus dem Garten zu ihrem Bette

hintrat, und die Marquise derselben den Entschluß ihrer jungen Tochter bekannt machte. Die Marquise machte Sidoniens Mutter den Vorschlag, sie solle mit in ihr Haus kommen, und dort, geliebt und gepflegt, bald genesen. Die kleine Corinna erhob bittend ihre Hände; allein Frau von Montaldo weigerte sich standhaft, diese einsame Wohnung zu verlassen. Hier, sagte sie, werde ich gesund werden, oder sterben. Was auch der göttliche Wille mir bestimmt hat, ich unterwerfe mich dem Rathschluße des Allmächtigen ohne Wunsch und Willen. Muß ich nicht dem guten Gott danken, der Sie, gnädige Frau, als rettenden Engel meiner Sidonia zugesendet hat? So ist doch die Kleine nicht verlassen, wenn ich sterbe. — Sidoniens heiße Thränen, die auf der Mutter Hand fielen, unterbrachen ihre Rede, mit tiefer Bewegung versprach die Marquise, Sidonia stets als ihre eigene Tochter zu betrachten.

So verstrich der heitere Sommer. Die Marquise kam täglich mit Corinna zu dem stillen Häuschen, wo so viel Leiden, aber auch so viel Liebe so viel gottergebener Sinn wohnte. Einst als Sidonia ungewöhnlich lange geharrt hatte, und die Stunde längst vorüber war, zu welcher die Marquise mit Corinna kommen mußte, trat ein Bediente der Marquise ein, und sagte Sidonien, daß Corinna plötzlich krank geworden sey, und dringend nach ihr verlange, Sidonia zögerte einen Augenblick, der Wagen der Marquise stand schon

vor der Thüre, die Mutter sagte: Du kehrst ja bald wieder, ich habe nun durch die Güte der Marquise eine weibliche Bedienung, und kann Deiner schon auf einige Stunden entbehren. Nun war jede Bedenklichkeit Sidoniens überwunden, dankend küßte sie der Mutter Hand, flog in den Wagen und eilte der Hauptstadt zu.

Sidonia kam zum erstenmale nach Neapel. Alles was sie erblickte war ihr so neu, alles gefiel dem jungen Mädchen, das rege Leben dieser großen Stadt entzückte sie.

Corinna fühlte sich beim Anblicke der Freundin glücklich, ihr Schmerz schien verschwunden. Alles was Corinna besaß, alles was Sidonia hier sah, war so prächtig, daß diese geblendet und entzückt auf Augenblicke ihre einsame stille Wohnung vergaß. Die Marquise zeigte ihr so viel Schönes, beschenkte sie mit so niedlichem Geschmeide, indem sie sagte: Sieh, gutes Kind, dies alles, und noch mehr würdest Du haben, wenn Du bei uns bliebst. Sidonia sagte wehmüthig: Glauben Sie, gnädige Frau, ich könnte mich dessen erfreuen, ferne von der Mutter? Nichts in der Welt könnte mir Freude machen, wenn es mich einen Tag von der Mutter trennen würde.

Als Sidonia wieder zu Hause angelangt war, bestrebte sie sich, durch noch sorgfältigere Pflege der geliebten Mutter die Stunden ihrer Abwesenheit zu ersetzen. Nach wenigen Tagen war Corinnas Gesundheit wieder hergestellt, und die Marquise

kam wieder wie vorher regelmäßig mit ihrer Tochter jeden Abend zu Frau von Montaldo.

Sidonia und die achtjährige Corinna wurden sich immer unentbehrlicher, und bald theilte auch letztere zuweilen mit kindlicher Sorgfalt die süße Pflege der leidenden Mutter, die jetzt anfing sich etwas mehr zu erholen, da sie durch die Vorkehrungen, welche die Marquise mit warmer Freundschaft für die Kranke und deren Pflege getroffen, alles erhielt, was nach des Arztes Anordnung, ihre Genesung befördern konnte.

Wie glücklich war Sidonia, als der Arzt ihr eines Tages ankündigte, er gebe nun sichere Hoffnung für der Mutter Wiederherstellung. Corinna theilte ihre Freude schwesterlich, und als der leichte und kurze Winter dem herrlichsten Frühlinge Platz machte, trat einst an einem schönen Abende Frau von Montaldo an Sidoniens Hand in den niedlichen Garten. Sie war eine bleiche hohe Gestalt, und stützte sich wankend auf die Kleine, deren Blick vor Freude strahlend in die Ferne spähte, und die Ankunft der Marquise und Corinnas ersehnte. Frau von Montaldo faltete die Hände zum Gebete, leise und innig dankte sie Gott für ihre Erhaltung, Sidonia betete mit, es war ein heiliger Augenblick. Dann sagte die Mutter: Deiner Liebe, Sidonia, Deiner Pflege danke ich nach dem guten Gott, meine Erhaltung. O bleibe immer so fromm, so gut, und Gott wird Dich belohnen. Sidonia versprach, ihrer Mutter immer zu ge-

horchen, und sie hielt Wort ihr ganzes Leben hindurch.

Als die Marquise und Corinna ankamen und Frau von Montaldo im Garten fanden, war ihre Freude unbegränzt. Da sie nun wieder mit Bitten in dieselbe drangen mit nach Neapel zu gehen und bei ihnen zu wohnen, willigte sie endlich nach manchem innern Kampfe ein. Es ward nun beschlossen, daß Frau von Montaldo, sobald sie fahren könne, mit Sidonia in das Haus der Marquise kommen, und für immer dort wohnen sollte. Sidonia und Corinna bedeckten Frau von Montaldo mit heißen dankbaren Küssen, alles war Freude und Jubel, uud hier wo früher nur Trauer und Schmerz wohnte, war nun Glück und Wonne verbreitet.

Schon nach einigen Wochen lebten Sidonia und ihre Mutter in dem Hause der Marquise; auch der alte Giovanni durfte sie dahin begleiten. Die Gesundheit der Frau von Montaldo ward hier, jedoch nur langsam, gänzlich wieder hergestellt.

Sidonia theilte Corinnas Lehrstunden, und da Talent und Fleiß bei ihr so einstimmig zusammen wirkten, so war sie bald Meisterin in allen Gegenständen, die einem jungen Frauenzimmer zu wissen nothwendig sind. Die gütige Vorsehung belohnte ihre fromme kindliche Liebe durch die Achtung und Liebe aller Derjenigen, die sie sahen und kannten.

Wäre mir die Zeit nicht so sparsam zugemessen, so könnte ich Dir, meine theuere Auguste, viel Erhebendes und Schönes von unserm hohen heiligen Osterferfeste mittheilen, welches auch wieder dieses Jahr bei uns auf eine recht festliche Weise gefeiert wurde. Sechs meiner Zöglinge hatten das Glück, zum erstenmale das heilige Abendmahl zu empfangen. Ich hatte die heilige Freude, zu bemerken, wie dieselben tief durchdrungen von der Erhabenheit dieser himmlischen Feier, mit frommer Rührung, die höchste und heiligste Handlung vollbrachten, welche die unendliche Barmherzigkeit Gottes den Christen auf eine so unbegreiflich huldvolle Weise zu begehen würdiget. Es herrscht in diesen Tagen eine wahrhaft fromme Freude in dem Kreise meiner lieben Mädchen, die alle Theil nahmen an der großen Frömmigkeit, von welcher ihre Mitschwestern so vorzüglich durchdrungen waren.

Leider störte mich in der schönen Feier ein bedeutendes Unwohlseyn, und ich konnte nicht ohne einige Anstrengung dieses Fest begehen. Meine Gesundheit litt dadurch nur um so mehr, und jetzt bin ich auf mein Zimmer beschränkt, indem ich die Aufsicht und Leitung meines Instituts der ersten meiner Gehülfinen, einem sehr würdigen Frauenzimmer und vorzüglichen Lehrerin nicht ohne tiefe Wehmuth übertrug. Denn bald muß ich von meinen Lieben scheiden, um die hellen Tage thätigen Wirkens mit dem traurigen Unbeschäftigtseyn zu vertauschen.

Als ich meine nahe Abreise meinen Zöglingen ankündigte, verbreitete sich allgemein Trauer. Viele Beweise ihrer Liebe machen mein Scheiden nur noch schwerer. Ach, Tante Clara! riefen mehrere zugleich, wir wollen gewiß gut und fleißig seyn, und recht still, wenn Sie in Ihrem Zimmer ruhen; bleiben Sie nur hier bei uns, und Sie werden gewiß eher gesund werden. Anastasia sagte: Wir werden uns bemühen, Ihnen Freude zu machen, und ich habe schon gehört, daß Manches aus Freude gesund wurde. O, fügten Eugenia und Klotilde hinzu, wir wollen den Arzt bitten, daß er die Tante nicht reisen läßt. Alle riefen einstimmig: Er soll die Tante hier gesund machen und nicht fortlassen, wir wollen ihn recht innig bitten.

Unter diesen Gesprächen fühlte ich nur doppelt, wie wehe meinem Herzen bei dieser Trennung geschieht.

Diese Blätter, meine Liebe, die ich seit einigen Jahren für Dich niederschrieb, und in welche ich so manches einzeichnete, was mir aus unserm Leben beachtenswerth erschien, muß ich nun schließen, da der Arzt mir jede Beschäftigung für die Kurzeit untersagt. Seinem ausdrücklichen Verlangen zu Folge gehe ich für einen längern Aufenthalt auf die Bergstrasse, und dann muß ich das Bad N. besuchen, wohin meine Schwester mich begleiten wird, bei deren Sorgfalt und Pflege ich unter dem göttlichen Beistande Genesung erwarten kann.

Anhang.

Anhang.

Vorwort

an Auguste.

Wichtige Ereignisse, manche düstere Vorfälle traten störend in den Plan meines Lieblingswunsches ein, und verhinderten mich an der Herausgabe vorliegender Blätter. Doch auch in diesen vielfach getrübten Tagen verlor ich mein Vorhaben nicht aus den Augen, und sammelte erhabene Stellen, die so ganz vorzüglich geeignet sind, das weibliche Gemüth zu bereichern, und zu den schönsten und höchsten Gefühlen zu erwecken. Meine Auguste ist nun aus der süßen harmlosen Kindheit getreten, und zur sinnigen Jungfrau heran gereift, und so habe ich mich denn entschlossen, folgende Auszüge als Anhang diesen Blättern beizufügen, um, da Dein Alter Dich jetzt über das Kindische hinweg hebt, Du Dir aber dennoch ein recht kindliches Gemüthe bewahr-

test, dieses Buch mit der Ueberzeugung in Deine Hand kommen zu lassen, daß es Dir auch jetzt noch einige Befriedigung gewähren wird.

So mag es denn ein freundliches Andenken in Deinem Herzen erwecken

an

die Verfasserin.

Milde, als Stimmung des Gemüthes, und Ergebung als das Herrschende im Character machen das Wesen der edlen Weiblichkeit aus.

Im weiblichen Gemüthe darf nichts Hartes, Heftiges, einseitig Hervorspringendes, Unbiegsames und scharf Bezeichnetes, alles muß darin weich, besänftigt, wohl geordnet und biegsam seyn. Vorzüglich soll das weibliche Herz eine immer rege Empfänglichkeit haben, für die Freuden und Schmerzen Anderer.

Reinlichkeit des Herzens ist des Weibes Edelstes. Das Zartgefühl soll sich durch sittliche Selbstbildung dahin erheben, daß es diese Reinigkeit werde. Dies geschieht, wenn es sich im Innersten des Lebens befestiget, alle Gedanken und Empfindungen begleitet, und nichts Unlauteres mit dem Gemüthe in Gemeinschaft treten läßt.

Ein richtiges Schicklichkeitsgefühl ist nichts anderes, als die Wirkung einer klaren Einsicht in die Angelegenheiten und Verhältnisse des Lebens, welche die eigentliche Sphäre für weibliches Wissen und weibliche Aufklärung sind, wie denn auch die klare Einsicht zum Genusse des Schönen und Guten vorausgesetzt wird. Von einem erleuchteten, reichen, geübten Verstande, von der deutlichen Kenntniß und der richtigen Würdigung menschlicher Dinge empfängt

die Sanftmuth des Weibes ihre Bedeutung, ihren seelenvollen Ausdruck, und jeder Vorzug desselben seinen vollen Werth.

Je mehr das Weib Liebe von der reinern und edlern Art hat, desto besser werden alle übrigen Züge der Weiblichkeit sich in ihm darstellen; desto zarter, geistiger und heiliger wird sein Leben seyn.

Dulden ist das einzig würdige Verhalten gegen einen Schmerz, den man nicht entfernen kann. Bei dem, welchem Stärke versagt ward, überwindet die Geduld alles im Glauben und Hoffen.

Hier ist der Punkt, in welchem weibliche Ergebung in Frömmigkeit übergeht, um dem Leben des Weibes die letzte Weihe zu geben. Dem überall in enge Schranken gewiesenen und zur Verläugnung aufgeforderten Weibe bleibt nichts als seine Selbstständigkeit zu retten, als daß es sich dem Schutze und der Führung einer höhern Macht und Güte anvertraue, und in stiller Zuversicht aus der bedrängten Gegenwart in eine freiere und glücklichere Zukunft schaue.

Wo ein mildes Gemüth und ein ergebensvoller Character zusammen treffen, da entsteht jene freundliche Stille, die in allem Denken, Streben und Thun des trefflichen Weibes ist, und sich über seine Umgebungen verbreitet.

Die Religion lehrt uns Gott kennen, als den allgegenwärtigen Zeugen unserer Gesinnungen und Thaten, dessen Beifall unser höchstes Glück, dessen Mißfallen unser tiefstes Elend ist. Wird die Seele

der Versuchung zum Bösen leicht nachgeben, in welcher die Erinnerung an ihn immer lebendig bleibt? Wird sie, wenn die natürlichen Bewegungsgründe der Pflicht nichts mehr vermögen, wenn die Liebe erkaltet, nicht noch Antrieb genug haben, das beschwerliche Geschäft, die anstrengungsvolle Arbeit zu vollenden? Wird nicht das Bestreben, der Liebe dieses Gottes werth zu seyn, jede Anwandlung von Widerwillen unterdrücken?

Die Religion gewährt uns entzückende Aussichten in eine bessere Welt. Einst soll jede gute That belohnt, jedes Opfer bezahlt, jeder Sieg über uns gekrönt werden; einst soll dem unbemerkten Verdienste seine Ehre widerfahren. Jede Verläugnung ist herrlicher Gewinn, jeder unterdrückte Wunsch, jedes freiwillig übernommene Leiden, Verheißung eines reichen Ersatzes. Kann bei dieser Hoffnung je der Muth fehlen, Gutes zu thun, und sich um des Guten willen Schmerz und Demüthigung gefallen zu lassen?

Die Religion ist Erhöhung unsers Wesens durch Verbindung mit dem Unsichtbaren. Sie erweitert unser ganzes Daseyn; von ihr kommt die ächte Begeisterung, welche starke Seelen in entscheidenden Augenblicken durchglüht. Je vertrauter wir mit ihr werden, je besser wir ihre Wahrheiten einsehen; je tiefer wir dieselben empfinden; je verständlicher und befreundeter der Geist der Religion zu unserm Geiste spricht: desto mehr wird unsere Seele sich angezogen fühlen von überirdischer Stärke. Echte

Religion kann nur in starken Seelen wohnen, und unwiderstehlich reißt sie das Gemüth empor, dessen sie sich einmal bemächtigt hat.

Die ächte Frömmigkeit soll Tugend hervorbringen. — Das in seiner Frömmigkeit gute Weib denkt sich Gott am liebsten als Vater; es ist am meisten aufmerksam auf seine Wohlthaten; es verweilt am häufigsten bei denjenigen Erscheinungen, die durch ihre Schönheit und Lust an Gott erinnern.

Freude, Bedürfniß und Dank vereinigen sich in ihm zur Liebe. Und wie könnte die Liebe da fern seyn, wo Vertrauen und Ergebung sind?

Nichts vermag das Herz so wirksam zu beruhigen im Ungemache, nichts seinen Kummer so zu mildern, die Befürchtung so zu zerstreuen, und über die unfreundliche Lage ein so sanftes Licht zu verbreiten, als die Lehre und der Sinn der Religion.

Nichts vermag dem weiblichen Leben solchen Reiz zu geben, als die Frömmigkeit.

Aus dem Herzen muß kommen, was die menschliche Natur adelt. Es gibt keine wahre Trefflichkeit die nicht im Herzen ihren Ursprung hätte, und im Herzen ihre edelsten Wirkungen offenbarte. Groß, würdig und selig wird der Mensch nur durch sein Herz.

Von allen Eigenschaften, die zur Gesundheit und guten Stimmung des Herzens gehören, ist keine wichtiger als die Reinheit desselben.

Ueber dem vorhandenen Guten ernstlich zu wachen, sich unter allen Versuchungen des Lebens

darin zu behaupten, es mit großem Fleiße zu stärken und auszubilden, das ist das erste Bestreben des Weibes, dem die Reinheit des Herzens werth ist.

Alles Heftige, Gewaltsame und Anstrengende verträgt sich nicht mit sittlicher Reinheit.

Das reine Herz ist durchaus sich selbst klar und sich selbst getreu — in seiner Trauer, wie in seinem Entzücken, in seinem Fürchten wie in seinem Hoffen. Jede irdische Regung ist dem Himmel verwandt.

Im reinen Herzen wohnt der selige Friede, der Friede mit sich selbst, mit der Welt, mit dem Himmel; denn das reine Herz, in froher Uebereinstimmung seiner Gedanken, seiner Gefühle, seiner Bestrebungen unter einander, mit dem Gewissen, mit der Ordnung der Dinge, mit dem Höchsten und Herrlichsten, seiner selbst ganz gewiß. Ist das Herz rein, dann mögen wir wohl trauern über das Widerwärtige, aber unsere Ruhe wird durch dasselbe nicht gestört; dem drohenden Unfalle sehen wir mit Fassung entgegen, unser Bestes ist gegen ihn gesichert; bei schmerzlichen Verlusten tröstet uns, daß uns das Kostbarste geblieben; bei verfehlten Absichten halten wir uns an die Lauterkeit unsers Sinnes; bei getäuschten Hoffnungen an die Wahrheit unsers Gemüthes, und bewahren die schöne Zuversicht, welche das Gefühl der Unschuld immer begleitet.

Dem reinen Herzen ist, im Bewußtseyn des göttlichen Wohlgefallens der erhabenste Gedanke zugleich der süßeste, Gott seine froheste Beschäftigung. Ja das reine Herz hat einen Gott, nud das ist sein

sicherstes, seligstes Wissen, einen Gott der Liebe, vor dem es getrost erscheint, dem es kindlich seine Gefühle mittheilt, seinen Kummer, seine Freude, zu dem es betet mit Inbrunst, von dem es empfängt jeglichen Trost und jegliche Stärkung, dem es in aller seiner Sorge vertraut, dem es in der angenehmen Erwartung des Besten alle seine Wünsche anheim stellt.

Das Weib, welches reines Herzens ist, lebt mit Gott in der innigsten Gemeinschaft. Es trägt in seinem Innern ein unaussprechliches Gefühl von Gott, in welchem sich alle schönen und freudigen Regungen desselben vereinigen. Wie es ihn liebt, und das reine Herz kann nicht anders als Gott lieben, so kennt, versteht, empfindet es auch ganz die Liebe, mit der es geliebt ist, und empfängt von derselben unaufhörlich die frohesten Eindrücke. Allenthalben findet es Gott in dem Göttlichen, sein strahlendes Bild in dem eigenen reinen Gemüthe, in jeder edeln Menschenseele, seine Herrlichkeit in der Natur, wie in den Schöpfungen der Kunst, in den Werken menschlicher Liebe und in den Ereignissen seines Lebens. In Gott ruhet sein Friede, in Gott seine Freude, und die Kraft zum Guten, die es besitzt, ist allein vom Herrn.

So ist schon in diesem Leben denen die reines Herzens sind, verliehen, Gott zu schauen.

Reines Herzens seyn, das ist die süßeste Beruhigung, göttlicher Friede, selige Hoheit.

Die weibliche Herzensgüte zeigt sich als innige

Theilnahme. Theilnahme ist mehr als Mitgefühl. Das Mitgefühl ist eine Gabe der Natur, und seine Anregung etwas Zufälliges; die Theilnahme aber lebt thätig im Gemüthe, und steht unter dem Einflusse des Willens. Was des Menschen Mitgefühl in Anspruch nehmen werde, muß er erwarten; aber woran er Theil nehmen werde, das steht bei ihm selbst. Indeß setzt die Theilnahme das Mitgefühl voraus. Die Theilnahme entsteht aus dem Interesse für das Ergehen Anderer. In der Seele des theilnehmenden Weibes ist das Fremde und Eigene in genauen Zusammenhange. Daß Niemand leide, daß Jedem wohl sei, gehört zu den mächtigsten Wünschen seines Herzens.

Angelegentlich sucht es auch alles zu vermeiden, was einem Menschen wehe thun möchte. Angelegentlich hütet es sich an etwas zu erinnern, woran erinnert zu werden Jemand schmerzlich ist. Angelegentlich achtet es auf seine Worte, daß darin nichts Beleidigendes oder Anzügliches sei; und ist ihm so etwas in unvorsichtiger Lebhaftigkeit entfallen, so empfindet es das nicht anders, als wenn es sein theuerstes Geheimniß verrathen hätte. Es kostet ihm oft mehr Ueberwindung, Jemand Beschwerliches zu befehlen, als es selbst zu verrichten. Jemand Vorwürfe machen, kann es nur in einem gereizten Zustande. Sanft und freundlich sind seine Verweise, wenn auch der Nachdruck und die Strenge noch so nöthig seyn sollten. Das strafende Wort verwandelt sich in ein Wort der Liebe, ehe es über

die Lippen kommt. Hat Jemand einen Kummer in seinem Gemüthe, wie leise wird dann das berührt, was mit demselben in inniger Verbindung steht, wie emsig wird dann alles entfernt, was diesen vermehren würde; welche Anstrengungen werden aufgeboten, daß ja nichts Verdrießliches hinzukomme.

Güte des Herzens ist das Belebende in der Geistesbildung; von jener kommt dieser die Fülle, die Wärme und die edle Einfalt.

Nur die Güte versteht sich darauf, das Gute zu sehen, hervorzuziehen, zu benützen, auszubilden, und zum frohen Genusse zu bereiten.

Bildung ist überall die Ehre des Menschen und die Würze des gesellschaftlichen Lebens. Man muß gebildet seyn, um fortdauernd zu gefallen, um Freude zu geben, und selbst Freude zu haben. Alle schönen Eigenthümlichkeiten unserer Natur werden nur durch Bildung zu dem lebenvollen und klaren Ausdrucke gebracht, in welchem sie die wahre Menschlichkeit darstellen, und wohlthuend wirken.

Von dem Weibe muß man vorzüglich Bildung fordern. Vielen hat ihr ungünstiges Geschick die Schönheit versagt; sie müssen darauf bedacht seyn, dieselbe durch Gehalt und Werth des Geistes zu ersetzen.

Vom Weibe verlangt man fröhliche Harmonie des ganzen Innern.

Ich kann es unmöglich für etwas Vorzügliches halten, wenn ein Weib viele Kenntnisse besitzt. Aber darin, daß es seine Kenntnisse seinem Herzen an-

bildet, und nach dem Maße seiner Empfindungsfähigkeit beschränkt, finde ich eine Trefflichkeit die ich eben so sehr bewundere, als ich von ihr gerührt werde.

Der Phantasie darf nicht zuviel Freiheit und Gewalt gelassen werden. Sie soll dem Leben dienen, und es erheitern, nicht dasselbe beherrschen. Thätigkeit ist des Lebens Zweck, diesem müssen die Spiele der Phantasie untergeordnet bleiben.

Weibliche Würde erwirbt nicht blos Liebe, sondern auch Achtung. Sie ist der höchste Triumph des geistigen Daseyns.

Nur die Tugend ist reines Werk der Vernunft, und gebietet unbedingte Achtung.

Sanftmuth, Geduld und Liebe, in Anmuth gekleidet, sind, wie der edelste Schmuck, so auch die Würde des Weibes.

Nur das Weib mit innerer geistiger Fülle ist einer edeln und nützlichen Beschäftigung mit sich selbst fähig; wie öde ist aber das Leben ohne die Fähigkeit, sich mit sich selbst zu beschäftigen!

Der Genuß, den uns die Natur gibt, schärft den Sinn für jede bessere Freude. Ihre Milde stimmt zum Wohlwollen und zur Güte.

In stiller Anspruchlosigkeit wirken, sich seiner Bestimmung ganz weihen, dem bessern Gefühle immer mehr Uebergewicht verschaffen, für alles Gute sein Herz erwärmen, und sich ernstlich selbst bewachen, das ist es, was dem weiblichen Leben den höchsten Preis gewinnt.

In dem Glauben an Gott besitzt das edle Herz von allem, was ihm theuer seyn kann, die seligste Gewißheit: denn es hat dieses alles ihm anvertraut, dem es sich selbst ergeben hat; es weiß alles unter dessen Schutz, von dem besorgt und berathen, mit dem es selbst durch die Liebe zum Guten in der genauesten Gemeinschaft lebt; wie in dem Guten sich alle Wünsche des Herzens vereinigen, so muß auch in dem Laufe der Welt alles vor demselben sich neigen, und ihm dienstbar werden.

Nichts widerfährt uns, was nicht eine Lehre darböte, und das Gemüth auf eine eigene Weise bewegte, worin nicht etwas wäre, oder woraus sich nicht etwas ergäbe, was zu den Schätzen des Innern gelegt zu werden verdient. Welch' ein reiches Leben müßte es seyn, das, so ganz mit Besonnenheit durch gelebt, sich seine merkwürdigsten Erfahrungen und Empfindungen immer gegenwärtig hielte!

Mit Zuversicht betrachtet das edle Weib die Ereignisse seines Lebens. Das Beste, spricht es in seinem Innern, ist mir untrüglich verheißen, und es wird mir zu Theil werden, wenn ich mich dessen nicht unwürdig mache; nichts wahrhaft Schlimmes kann mir widerfahren, und auch nichts Schmerzliches, das nicht zu meinem Glücke nothwendig wäre. Mancher Wunsch meines Herzens kann unerfüllt bleiben, aber keiner, der sich mit meinem Glücke verträgt. Vieles von dem, was meine Seele mit den reinsten Gefühlen liebt, werde ich lange entbehren müssen, aber nicht länger, als bis ich fähig

bin, es zu besitzen. Zunächst um mich her ist es zuweilen nächtlich dunkel, aber vor mir strahlet der sonnenreiche Tag, und ich gehe ihm entgegen; weichen werden die Schatten, und all' das Herrliche, was diesen Tag beleuchtet, wird mein seyn. Ich verstehe nicht, was jetzt mit mir geschieht, aber ich sehe einem fröhlichen Ende entgegen, und dort am Ziele werde ich erkennen, warum alles so erfolgen mußte, wie es erfolgt ist; dem Ziele, dem glänzenden Ziele eilen meine Gedanken zu. Das Gute muß siegen, und was sich ihm entgegen stellt, seinen Sieg noch glorreicher machen; das Gute aber ist Eins mit meinem Glücke, alle Veränderungen, die sich mit mir zutragen, führen zu ihm hin. Mag wanken und weichen, wechseln und vorüber gehen, was da will, unerschütterlich fest steht was meine Liebe und mein Leben ist, und hellstrahlend geht es aus den Stürmen hervor, von denen es angefallen wird. Ein Wesen, in welchem sich mit der höchsten Weisheit eine gränzenlose Liebe verbindet, hat den Lauf meines Lebens geordnet, in den Begegnissen meiner Tage erkenne ich sein Verhängniß; wie könnte mir für mein Glück bange seyn? Dieses Wesen will mein Glück, und auf dem Wege, denn es mit mir einschlägt, werde ich es antreffen. Um nichts darf ich Bekümmerniß hegen, da mein ganzes Schicksal in seiner allmächtigen Hand ruht. Keinen Augenblick entzieht es mir seine berathende, schützende, hülfreiche Nähe. Was ich bedarf, das werde ich gewiß auch empfangen; was mir verderblich seyn

würde, das wird gewiß von mir abgewendet werden. Für jedes, bei dessen Erwägung mein Herz unruhig werden könnte, ist schon längst auf das Beste gesorgt. In jeder Verlegenheit wird sich mir zur rechten Zeit der Ausweg zeigen, in jeder Noth mir zur rechten Stunde die Rettung erscheinen; aus jedem Leiden werden mir hohe, selige Freuden aufblühen; alle meine Schmerzen werden sich einst in Freude verwandeln, und zuletzt wird nichts als Freude, ewige Freude seyn.

Mit unbegränzter Zuversicht arbeitet das edle Weib an seiner sittlichen Vervollkommnung; keine Bemühung, die es derselben widmet, kann vergebens seyn. In weiter Ferne zwar schimmert das Ziel; die Fortschritte sind oft so klein, und erfolgen so langsam; häufig genug wird, bei aller Anstrengung, nichts von einer Annäherung bemerkbar; Temperament, Neigung, Gewohnheit leisten den heftigsten Widerstand; was man für überwunden hielt, erhebt sich mit neuer Stärke zum Kampfe. Nichts desto weniger lebt im Herzen die Zuversicht, fortringend, weiterstrebend unabläßig — und unabläßig bewährt durch herrliche Erfolge, belebt durch die Einflüsse der himmlischen Gnade, zum Lichte, zu Gott hinauf!

Hoher Ernst bezeichnet den Character der Wahrheit. In stiller Majestät schwebt sie bewahrend und heiligend über dem Leben.

Aber der Ernst der Wahrheit ist ein milder, freundlicher, dem schuldlosen Scherze und einfachfröhlichen Spiele keineswegs abgeneigt, ein Ernst

der nicht verdüstert, sondern die Seele sanft auf=hellt in Lichtesfreude. Denn heitre Schimmer ver=breitet die Wahrheit durch das Gemüth, indem sie dem Verstande ihr Licht mittheilt, ein heitrer Geist beseelt sie, Erheiterndes hat sie zu verkündigen, und von ihr beleuchtet, stellt das Nächtliche in heiterm Morgenglanze sich dar. Eine selten getrübte Heiter=keit muß sie deswegen neben dem Ernste, in denen erzeugen, die sich ihr ganz hingegeben haben.

Himmlischer Abkunft, ein heiliges Gebiet des Friedens beherrschend, bringt die Wahrheit eine er=habene Uebereinstimmung in alles Denken, Fühlen und Wollen, und da kann es nicht fehlen, daß sie denen, die in ihr das Leben besitzen, den göttlichen Frieden verleihe, in dem alle streitenden Kräfte der Welt und des Gemüthes sich versöhnen.

Was hat denn der Mensch, worauf er sich ver=lassen könnte, wenn er nicht der Liebe vertrauen darf? Und jene unendliche, die über Sonnen und Erden waltet, und alle Welten umfaßt, wird sie uns nicht völlig gewiß, vernehmbar und verständlich allein durch die Liebe in der Brust des Menschen?

Die reichste Sprache — o wie arm ist sie, in Vergleichung mit dem unendlich reichen Gemüthe des Menschen.

Ein tiefer Ort liegt im menschlichen Gemüthe, von welchem aus sich heilige Ahnungen des Glau=bens erheben, und in das Unermeßliche verlieren; hier ist die Gegend unaussprechlicher Gedanken — zugleich die Gegend unserer Anbetung, unserer höch=

sten Liebe, unsers seligsten Vertrauens. Nachweisen läßt sich dieser Ort, zeichnen lassen sich die Grundstriche der Bildungen, zu welchen er die Anlagen in sich schließt, nennen lassen sich die Forderungen und Verheißungen, die für uns aus demselben hervorgehen; aber was ihn lebensvoll erfüllt, indem es uns weit über uns selbst und alles Endliche hinaus rückt, das faßt kein Begriff, das nennt kein Wort, nur in geheimnißvollen Gefühlen offenbart es sich dem bang und freudig erzitternden Herzen.

In den Herrlichsten der äußern Welt, in der Gluth der Morgenröthe und in der brennenden Pracht die den herabsinkenden Abend verkündigt, an dem Sternenhimmel der Nacht, in den dunkeln Wolken, die über uns daher ziehen, in der Majestät des Sturmes und des Gewitters, in den lauen Lüften und dem farbenreichen Blumenschmucke des Frühlings, wie in der großen That des edeln Menschen thut es sich uns kund. Indeß sind dies nur seine Erscheinungen; unbegriffen und unbegreiflich und unaussprechlich bleibt das in sie sich verhüllende Wesen; unvernehmbar sogar würde es uns seyn, wenn nicht die heilige Ahnung, deutend, wie sie es vermag, und mit ihr die siegende Ueberzeugung im Herzen wohnte.

Das weiteste Gebiet des Unaussprechlichen ist die reiche Welt der Gefühle. Wie wenig von dem, was in dem gerührten Herzen sich regt, vermögen wir mit Worten zu bezeichnen!

Unerschöpflich erzeugt ein reiches Gemüth ein Schönes nach dem andern, das es, gewöhnlich mehr empfunden als gedacht, in die Ferne stellt, um gerührt nach ihm hin zu blicken, und sehnsuchtsvoll zu ihm hin zu streben, und es immer in himmlischer Wonne vor sich zu haben.

Ach, oft nennt es kein Wort, faßt es kein Begriff, das wunderbar Herrliche, das unaussprechlich Selige, das unserer Sehnsucht vorschwebt — im hellsten und mildesten Sonnenlichte.

Die Stunden rauschen vorüber, aber ihr Gehalt bleibt Dir, wenn Du ihnen denselben abzugewinnen verstehst.

Was ich besitze und was mich umfängt, muß ich nach seinem vollen Werth schätzen, und mich bemühen, daß es auch für mich diesen Werth erlange. Ungetheilt muß ich dem mich hingeben, was an mich die gerechtesten Ansprüche hat; mit der treuesten Sorge muß ich darüber wachen, daß es mir auf keine Weise beschädigt werde.

Es ist Friede in unsern Verhältnissen, wenn diese der Stimmung und den Bedürfnissen unsers Herzens angemessen sind, so daß wir mit süßen Gefühlen uns von denselben umfangen sehen; wenn sie unsere Bestrebungen erleichtern, und unsere Hoffnungen begünstigen; wenn wir bei den Menschen, mit denen uns hier das Schicksal zusammen gefügt hat, Verwandtschaft des Gemüthes, gefällige Annäherung, liebreiches Zuvorkommen, zartsinnige Aufmerksamkeit, williges und glückliches Eingehen in

unsere Gedanken, Geneigtheit sich mit uns in dem Besten zu vereinigen, antreffen.

Der menschliche Seelenfriede muß das Gemüth für den Göttlichen empfänglich machen. Die fromme Beschäftigung mit Gott kann zwar eine gewisse Ruhe in jedem Gemüthe hervorbringen; aber das stille und selige Gefühl von dem Gotte des Friedens, welches den göttlichen Frieden wirkt, kann nur in dem Gemüthe erwachen, in welchem der menschliche Friede schon herrschend geworden. Gott selbst theilt in dem göttlichen Friedensgefühle der Seele sich mit; nur das, in seinem menschlichen Frieden Gott befreundete Herz hat für diese Mittheilung Sinn, und auch nur ein solches Herz wird derselben gewürdigt. In dem göttlichen Frieden vollendet sich der menschliche, und erhebt sich zum höchsten und reinsten Genusse, zur Gemeinschaft der göttlichen Seeligkeit; darum kein göttlicher Friede, wo nicht die Anlagen und Kräfte desselben im menschlichen Frieden vorhanden sind.

In dem engern Kreise kann ich es zu einer Vollkommenheit bringen, zu der ich in einem weitern nie gelangen würde. Was ich in dem engern Kreise lerne, das wird ganz mein eigen, es geht über in mein Leben, zu jedem Gebrauche und Genusse steht es mir zu Gebote. In dem weitern würde ich mir vielleicht mehr Kenntnisse und Geschicklichkeiten erwerben; aber nichts würde zur gehörigen Reife kommen, nichts für mich selbst recht erfreulich und für die Welt recht nützlich werden.

Gründlichkeit der Bildung ist viel wichtiger als der Reichthum derselben; die ins Innere gedrungene Bildung weiß, selbst in der beschränkten Lage, immer des äußern Gutes viel mit sich zu verbinden. Und auch im engern Kreise fehlt es nicht an Reizen und Mitteln zu einer vielseitigen Entwicklung. Je weniger die Aufmerksamkeit an eine große Manchfaltigkeit von Dingen vertheilt wird, desto mehr enthüllen sich uns die feinern Unterschiede und Beziehungen des Einzelnen, die dem Nachdenken, dem Gefühl und der Thätigkeit einen eben so reichen Stoff darbieten, als die Verhältniße des Ganzen. Je geringer die Zahl unserer Empfindungen, desto größer die Fähigkeit, die verschiedenen Farben und Schattirungen, in denen eine lebensvolle Welt meist für uns verhüllt liegt, wahrzunehmen, und diese Empfindungen sich nach allen Seiten hin entfalten zu lassen. Nur für den über die Oberfläche gleitenden Sinn gibt es Einförmigkeit; der geschärfte Blick findet überall vielgestaltetes Leben, und das reiche Gemüth schafft überall das vielgestaltete Leben. Dieser geschärfte Blick und dieses reiche Gemüth werden aber selten anders als im engern Kreise angetroffen.

Kaum gibt es wohl einen Gedanken, der nicht, unter gewissen Umständen, und auf die rechte Weise gefaßt, dem menschlichen Herzen tröstlich werden könnte.

Auch in den Gefühlen der Demuth findet man Trost. Sie öffnen nicht blos jedem andern Troste

das Herz, sie erzeugen auch selbst etwas im Herzen, was himmlisch tröstet.

Wahrlich es ist kein Leid der Erde, das nicht auch seinen Trost, seinen unüberschwänglichen Trost hätte.

Ohne Liebe vermag keiner zu trösten. Aber nie kann der Trost der Liebe seine Wirkung verfehlen.

Reinheit bleibt doch überall der herrlichste Vorzug der menschlichen Seele, wie sie das Element jeder Trefflichkeit.

Nur in der reinen Seele gedeiht die echte Bildung, nur mit ihr verbindet sich die Wahrheit und die Güte, denn in ihr allein wohnt das heilige Zartgefühl.

Die vollendete Anmuth kann nur in den Schimmern des reinen Herzens sich über das Wesen des Menschen verklärend verbreiten.

Reinheit — Reinheit des Lebens — Reinheit des Herzens — ursprüngliche, noch durch nichts verunstaltete Reinheit ist der Charakter der Unschuld.

Freude des Herzens empfinden wir, wenn das Bewußtseyn der sittlichen Würde sich zur vollkommenen Deutlichkeit und Stärke entwickelt; wenn das heilige Bild der Tugend uns vorschwebt, wenn wir begeistert vor einer großen That stehen; wenn ein heiliger Entschluß sich in unserer Seele erhebt; wenn uns ein schwerer Sieg über uns selbst gelungen ist; wenn wir mit Billigung auf ein von uns vollbrachtes würdiges Werk hinblicken; wenn wir glückliche Fortschritte in der sittlichen Bildung bei uns wahrnehmen; wenn die Kräfte des erhöhten sittlichen

Lebens sich in uns regen, und in unbegränzten seligen Ahnungen sich verkündigen.

Der Andacht öffnen sich die Schranken des irdischen Daseyns; über alle Zeiten und Räume schwingt sie sich empor, und lebt in den erhabensten Betrachtungen, deren der menschliche Geist fähig ist, in denen dieser seines eigenthümlichen unendlichen Lebens am meisten inne wird. Vor ihr verschwinden die Uebel, die uns sonst drücken; die Sorgen, die uns sonst ängstigen. Durch sie findet das Herz sich himmlisch beruhigt über die Angelegenheiten, die es bekümmern, und jeden Streit in sich geschlichtet. Sie erfüllt es mit heiliger Bewunderung, mit einer reinen, sich völlig hingebenden Liebe, mit seliger Hoffnung. Die höchste der menschlichen Freuden erfährt, in den Stunden der Andacht, das religiöse Gemüth, welches die Fähigkeit besitzt, sich ihr ungetheilt zu überlassen.

Es gibt einen zarten Sinn für die Freude, der, nächst einem reinen Herzen, in dem verfeinerten Gefühle für das Wahre, Schöne und Gute besteht. Dazu gehört, daß man Kleinigkeiten nicht verschmähe, an dem scheinbar Unbedeutenden das Interessante, Gemüthliche zu entdecken wisse, daß man auf jede liebliche Erscheinung des Lebens aufmerksam sey, und sein Inneres in fester Verbindung mit dem Edeln erhalte, mittelst welcher dieses uns immer zum Erfreulichen wird, und uns nicht leicht etwas verloren geht, was sonst noch erfreulich seyn könnte.

Wirklich drückt man die Natur der Heiterkeit

am treffendsten aus, wenn man sie das Licht der Seele nennt; nicht blos das Helle, sondern auch das Sanfte, das Belebende und Erquickende hat sie mit dem Lichte gemein. Wo aus der Klarheit Ruhe entspringt, dieser sich das Frohe zugesellt, und alles in einer reinern Klarheit aufgeht, da fühlt sich die Seele heiter gestimmt, in das Licht hingezogen und vom Lichte durchschienen.

Die Heiterkeit, welche aus dem Thätigseyn entspringt, ist vorzüglich geeignet, den Verstimmungen, welche in dem körperlichen Zustand ihren Grund haben, entgegen zu arbeiten.

Eben so wirkt auch das Gute, das wir von Andern empfangen, wenn wir es als Beweis ihrer Zuneigung ansehen dürfen, erheiternd auf das Gemüth. Die Vorstellung des Wohlwollens hat schon an sich viel Erheiterndes, denn sie vergegenwärtigt uns den Menschen im Lichtgewande, in der Himmelsgestalt — sie hat dieses um so mehr, wenn das Wohlwollen gegen uns gerichtet ist.

Eine ganz eigene Kraft, die Seele zu erheitern, besitzt die religiöse Betrachtung.

Wie die sittlich religiöse Bildung fortschreitet, wird die Heiterkeit immer mehr herrschender und bleibender Zustand der Seele. Könnte jene auf Erden ihre Vollendung erreichen; dann würde schon hier eine beständige ungetrübte Heiterkeit möglich seyn. Indeß auch eine gewisse Höhe derselben, zu der sich jeder erhebt, dem es damit Ernst ist, bringt

etwas Heiteres in unser Wesen, das zwar häufig getrübt wird, aber uns nie ganz verläßt.

In Tag und Nacht theilt sich unser Leben; es endigt sich mit einer finstern Nacht, aber hinter ihr glänzt das Morgenroth eines neuen, herrlichen Tages, und für den sind wir geboren.

Mit sanftem Zauber bemächtigt sich das Schöne der Sinne des Herzens. Man fühlt sich gefesselt in süßem Wohlgefallen und stiller Rührung; man wird nicht müde zu schauen und zu genießen; sein Anblick erfrischt und erheitert das ganze Gemüth. Die Wahrheit des Lebens tritt in der Harmonie des Schönen an das Herz; und die Vergängliche läßt die nie verblühende, die himmlische Schönheit ahnen. Die Wahrheit hat sich im Schönen verkörpert, daß es zeuge von ihrer Macht und ihrem Rechte im Leben, und uns durch das sichere Gefühl verbürge, woran der unsichere Verstand so leicht irre wird.

In Zukunft will ich jedes schöne Bild in meinem Gemüthe sorgfältig bewahren, und zu den vorhandenen Schätzen immer neue hinzu sammeln; was mir begegnet darauf ansehen, ob nicht ein Bild davon mir einst zur Lehre, zum Troste, zur Stärkung, zur Freude gereichen kann, und was nur menschlich rein mein Gemüth bewegt, will ich festhalten, was nur Treffliches in meine Nähe kommt, soll mir nicht ganz entschwinden, nicht verloren gehen; damit ich so der Zeit das Beste abgewinne, was ihr ohnehin nicht gehört, und das Schöne und Gute soll, wie

ihre Natur es verlangt, stets sich erweiternd und erhöhend, ewig in mir leben.

Was man mit Liebe aus Liebe thut, wie ganz anders ist es geartet, wie geschlossener, vollendeter, bedeutsamer, als was mit kaltem Herzen, aus Noth, Eigennutz, schwacher Hinfälligkeit geschieht! Welch' einen Reichthum von Gedanken, von Beziehungen, von Gefühlen weiß die Liebe in ihre Werke hinein zu legen, oder an dieselben zu knüpfen!

Zum Leben mit sich selbst wird nichts dringender erfordert, als daß man mit sich selbst Frieden habe.

Je besser jemand mit sich selbst zu leben versteht, desto weiser, angenehmer, liebenswürdiger wird er mit andern leben.

Indem man mit sich selbst lebt, sammelt man eine Menge von Vorstellungen, zu denen man unter Menschen nicht gelangen würde.

Nicht übergehen darf ich hier mein Leben mit mir selbst in den Stunden der Andacht. Ja, es ist mein gehaltvollstes und glücklichstes Leben mit mir selbst: wenn ich mich, entfernt vom Geräusche der Welt, der Betrachtung meines ewigen Seyns und seiner erhabenen Verhältnisse hingebe, wenn ich Gott denke, meine Würde, meine Bestimmung und meine Hoffnung, mir den Unendlichen vorstelle und seine Liebe, mich verliere in die unermeßlichen Räume, über die er seine Herrlichkeit ausgegossen, mir mit Entzücken sage, er lebt und liebt von Ewigkeit zu Ewigkeit, mein Gott und mein Vater, wenn ich die

Spuren seiner Macht, Weisheit und Güte in der Welt und in meinem Leben aufsuche, ich die Höhe erwäge, auf die er mich gestellt, die genaue Verbindung mit sich, deren er mich würdigt, die edlen Anlagen und Gefühle, durch die er sich mir fortdauernd mittheilt, die großen Grsinnungen, die er von mir verlangt, die Bestrebungen, zu denen er mich auffordert, die Reinheit und der Adel des Lebens, die Aehnlichkeit mit ihm, zu denen ich wirklich gelangen kann, wenn ich seine Stimme ehrfurchtsvoll im Herzen vernehme, und der unaussprechlichen Wichtigkeit der Geschäfte, für die ich hier bin, inne werde, wenn ich mich in jene Zukunfte vresetze, da ich, entfesselt von der Erde und ihren Sorgen und ihren drückenden Beschränkungen, freier wirke, kräftiger aufstrebe, lauterer mein eigenes Daseyn und Ihn den Ewigen empfinde, zum Anschauen mir hier unfaßbarer Wunder, zu einer Seligkeit geführt werde, von der ich hier nur, in den heitersten Stunden meines Lebens, leise Ahnungen habe, mit den verklärten Geistern in Gemeinschaft komme, denen ich mich jetzt schon oft so nahe fühle, wenn ich die Anstalten überschaue, die zu meinem Besten getroffen sind, das durch alle Zeiten gehende Werk Gottes zur Heiligung seiner vernünftigen Geschöpfe, wenn ich mir Ihn, den Reinsten, Edelsten unter allen, den Retter und Helfer, den Mittler zwischen der Erde und dem Himmel, in der stillen Hoheit seiner Seele, in der Stärke seiner

Liebe, in dem Lichte seiner Weisheit, in dem Reichthum seiner Gaben, in seiner geheimnißvollen, und doch so hellstrahlenden Bedeutung für die Menschheit, nahe bringe, wenn dann die Rührungen meines Herzens mich überwältigen, und ich versinke in demüthige Bewunderung, in frohes Erstaunen, in heilige Wehmuth, in anbetende Liebe, wenn sie dann fließen die Thränen der Freude und des Dankes, und das Herz sich ergießt vor dem unsichtbar Nahen, vor dem freundlich zu mir Hingewandten, und ich ihm auch nicht Eins von dem verschweige was im Herzen sich regt, wenn ich dann so himmlisch gestärkt und getröstet finde, und mich allem Guten feuriger angelobe, und alles, was in mir Gutes ist, sicherer, lebendiger, freudiger wird. O, die Stunden, wo ich so mit mir selbst, und mit Gott bin — nehmt sie, mit dem, was sie hervorbringen, weg aus meinem Leben; und Ihr habt mir mein Bestes genommen.

Das gesellschaftliche Leben gibt uns tausend Veranlassungen, uns nützlich zu machen, die derjenige entbehrt, der sich von demselben absondert. Man erzeigt sich da unaufhörlich, meist ohne es selbst zu bemerken, Dienste, die, so unbedeutend sie zu seyn scheinen, oft in ihren Folgen sehr wichtig werden.

Zu einer vollständigen, harmonischen Geistes- und Herzensbildung wird erfordert, daß man unter Menschen lebe.

In der Stille des Gemüthes erfrischt sich der

Sinn des Lebens, sammeln und stärken sich die Kräfte zum Handeln und zum Dulden, hebt sich der Muth, läutert sich der Adel der Seele; und ist sie gleich selbst des Großen nicht fähig, so bereitet sich doch unter ihrem Einflusse, was den Menschen des Größten fähig macht. Das ist ihr herrlicher Gewinn.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wald, Julie

Die Pension und ihre Zöglinge oder die Segnungen einer veredelten Erziehung Gebildeten Töchtern ein Festgeschenk. Mit Stahlstichen

Nürnberg (c. 1860)

Paed.pr. 3993
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761489-2